

MITTEILUNGEN

des

Mindener Geschichtsvereins

87 · 2015

Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins, Jahrgang 87, 2015
Redaktionsschluss des Bandes 87, 2015: 31. Mai 2017

Heimatkundliches Organ für den Kreis Minden-Lübbecke

Herausgegeben vom Redaktionskreis der Mindener Mitteilungen

Bezug durch die Geschäftsstelle des Mindener Geschichtsvereins
(Kommunalarchiv Minden)
Tonhallenstraße 7, 32423 Minden

Druck: J.C.C. Bruns, Minden

ISSN 0340-188X

INHALT

BEITRÄGE

Das Wandern ist der Buchbinder Lust?

Handwerk und Mobilität von der Mitte des 18. bis in das frühe 19. Jahrhundert nach dem Einschreibbuch der Mindener Buchbindergesellen

von Anke Hufschmidt 7

Das Minden-Ravensberger Landwehr-Regiment in den Befreiungskriegen 1813 bis 1815

von Dirk Ziesing 27

Der Mindener Frauenturnverein von 1897 – ein vergessener Verein

von Günter Rook..... 37

Hans Bohnenkamp

Sein bewegtes und bewegendes Leben spiegelt das zwanzigste Jahrhundert in Deutschland

von Hartmut Alpei 51

„Wir wollen zu Land ausfahren...“

Hjalmar Kutzleb, ein problematischer Wandervogel: Autor und Lehrer in Minden von 1919 bis 1935

von Jürgen Reulecke 67

Spuren jüdischer Geschichte in Loccum, im Kloster und im Stiftsbezirk

von Fritz Erich Anhelm 85

Zur Frühgeschichte des Mindener Heimatmuseums vor dem Ersten Weltkrieg – eine Quelle vom Mai 1914

von Philipp Koch 97

Zum Andenken an Willi Schmidt

von Thomas Parent..... 107

REZENSION

Ditt u. a.: Westfalen in der Moderne

von Bärbel Sunderbrink 111



MITTEILUNGEN

Jahresbericht 2015 des Mindener Geschichtsvereins

von Peter Kock 113

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DIESES BANDES

Hartmut Alpei
Aeschacher Ufer 23
88131 Lindau
E-Mail: hartmut.alpei@t-online.de

*

Dr. Fritz Erich Anhelm
Frankenstraße 19
31547 Rehburg-Loccum
E-Mail: FritzAnhelm@aol.de

*

Dr. Anke Hufschmidt
LWL-Freilichtmuseum Hagen
Westfälisches Landesmuseum für Handwerk und Technik Mäckingerbach
58091 Hagen
E-Mail: anke.hufschmidt@lwl.org

*

Philipp Koch M.A.
Mindener Museum
Ritterstraße 23
32423 Minden
E-Mail: p.koch@minden.de

*

Dr. Thomas Parent
Adlerstraße 11a
44137 Dortmund
E-Mail: tommdortmund@freenet.de

*

Dr. Jürgen Reulecke
Eberhardstraße 3
45279 Essen
E-Mail: Juergen.Reulecke@geschichte.uni-giessen.de

*

Dr. Günter Rook
Finkensteg 1
32429 Minden
E-Mail: guenter-rook@t-online.de

Dr. Bärbel Sunderbrink
Stadtarchiv Detmold
Willi-Hofmann-Straße 2
32756 Detmold
E-Mail: baerbel.sunderbrink@lav.nrw.de

*

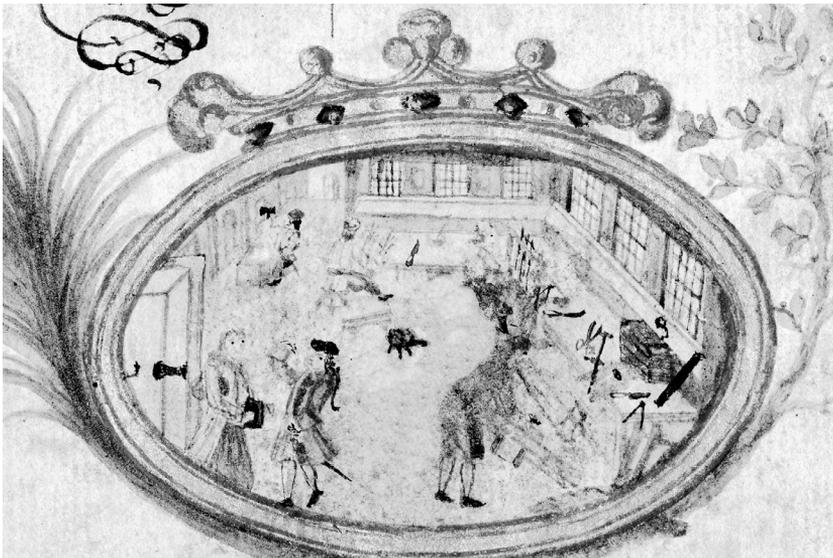
Dr. Dirk Ziesing
Klockerigge 7
44892 Bochum
E-Mail: dirk.ziesing@arcor.de

ANKE HUFSCHMIDT

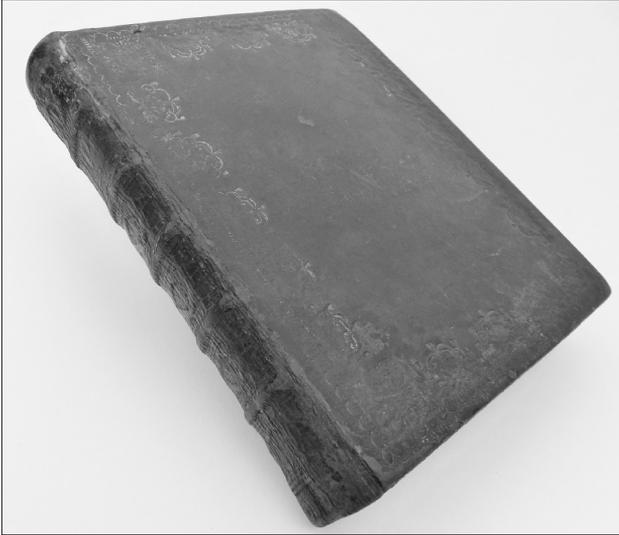
Das Wandern ist der Buchbinder Lust?

Handwerk und Mobilität von der Mitte des 18. bis
in das frühe 19. Jahrhundert nach dem Einschreibbuch
der Mindener Buchbindergesellen

„Einschreib Buch der kunstliebende Buchbinder Gesellen“ – unter diesem Titel hat sich in Minden eine für die Geschichte des Buchbinderhandwerks außerordentlich bedeutsame Quelle erhalten.¹ Solche Gesellenbücher sind aus vielen Städten Deutschlands überliefert. Was das Mindener Buch so einzigartig macht, ist eine Zeichnung auf dem Titelblatt. Denn diese vermittelt einen Eindruck von einer Buchbinderwerkstatt in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Systematisch hat der Zeichner die Abfolge der Arbeiten in einer Buchbinderwerkstatt des 18. Jahrhunderts festgehalten. Sie beginnt hinten links mit dem Planieren der Druckbogen, die ein Buchbinder mit einem Hammer bearbeitet. Das war notwendig, weil die Druckbogen, wenn sie aus der Druckerei kamen, noch durch Leimwasser gezogen werden mussten, um sie zu glätten und besser bedruckbar zu machen. Beim



Titelblatt und Vergrößerung: Darstellung einer Buchbinderwerkstatt um 1752: Ausschnitt aus dem Titelblatt des Gesellenbuchs (leicht bearbeitet), Kommunalarchiv Minden, Stadt Minden, W, Nr. 168. Foto: Fabian Linden



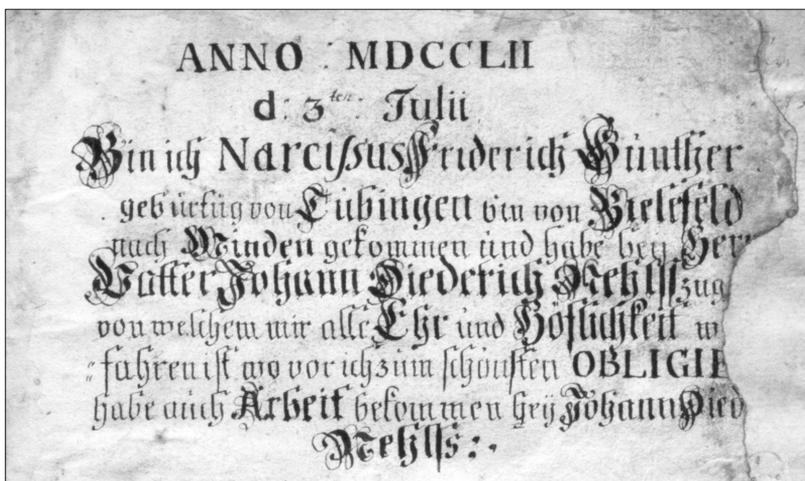
*Ledereinband: Das
Einschreibbuch ist
eine schöne zeit-
genössische Buch-
bindearbeit, der
dunkelbraune Le-
dereinband ist mit
Goldprägung ver-
sehen. Es ist 20,5
cm hoch und 16,5
cm breit. Foto:
Kommunalarchiv
Minden*

Trocknen quollen sie aber zunächst einmal auf und mussten entsprechend wieder plan geschlagen werden. Rechts daneben sitzt ein Buchbinder an einem Tisch und falzt die Druckbogen, faltet sie also mehrfach, damit sie das gewünschte Format erhielten. Auf der rechten Seite der Zeichnung heftet ein Buchbinder die Lagen zusammen und vorne rechts beschneidet ein Buchbinder den Buchblock mit einem Beschneidhobel – erst mit diesem Schritt wurde das Buch überhaupt erst lesbar, denn die durch die Falzung entstandenen Lagen waren an den Seiten geschlossen. Auf der Fensterbank sind außerdem einige Werkzeuge zu erkennen, etwa eine Schere, in der Mitte steht ein Leimtopf. Und schließlich wird das fertige Werk einem Kunden an der Tür vorne links übergeben.

Bei der dargestellten Werkstatt handelt es sich um einen Raum mit besonderen Merkmalen: Er weist zahlreiche Fenster auf, die über Eck angeordnet sind, und auf der linken Seite scheint so etwas wie eine Wandpaneele aus Holz mit Nischen zu erkennen zu sein – insgesamt eine relativ aufwendige Raumausstattung, die in einer normalen Buchbinderwerkstatt kaum zu erwarten wäre. Die Einzigartigkeit der Zeichnung liegt darin, dass sie die bisher einzige bekannte individuelle Darstellung einer Buchbinderwerkstatt aus dem 18. Jahrhundert ist. Sie geht nicht auf eine gedruckte Ansicht zurück und ist nicht die Vorlage zu einer solchen gewesen. Leider ist es bisher nicht gelungen, den Werkstattraum eindeutig zu identifizieren. In der Regel besaßen Buchbinder eher bescheidenere Häuser oder bewohnten sie nur, in Minden lebten sie meist im 18. Jahrhundert in der Nähe der Druckerei an der Brüderstraße.² Möglicherweise handelt es sich um die Werkstatt des Buchbinders Johann Dietrich Nehls, die recht groß gewesen sein muss; sein Haus stand in der heutigen Hohnstraße 27.³

Das Gesellenbuch wurde erstmals 1926 von Martin Krieg erwähnt und ausgewertet.⁴ Es befand sich damals im Besitz des Mindener Buchbindermeisters Völcker, der den Beruf des Buchbinders bereits in der vierten Generation ausübte; dessen Sohn schenkte es später dem Kommunalarchiv. Im Folgenden soll zunächst die Funktion und Entstehung eines solchen Werks erläutert und die Situation des Buchbinderhandwerks in Minden beleuchtet werden. Daran anschließend sollen zentrale Inhalte des Gesellenbuchs vor allem unter dem Gesichtspunkt der Mobilität im Buchbinderhandwerk der Frühen Neuzeit vorgestellt werden. Dabei wird gelegentlich zum Vergleich auf zwei weitere Gesellenbücher aus der Region zurückgegriffen, die sich aus Lemgo und Paderborn aus etwa dem gleichen Zeitraum erhalten haben.⁵

An dem Gesellenbuch lassen sich – bezogen auf das Mindener Buchbinderhandwerk – anschaulich und konkret verschiedene Aspekte der Gesellenwanderung im Handwerk beleuchten, die der Sozialhistoriker Josef Ehmer als ein komplexes ökonomisches, soziales und kulturelles Phänomen bezeichnet hat. Denn sie bildete nicht nur den Abschluss der Ausbildung und eine Übergangspassage vom Jugendlichen zum Erwachsenen, sondern war zugleich Ausdruck eines beschränkten Zugangs zur zünftigen Meisterschaft sowie ein Beitrag zur Bewältigung von struktureller Arbeitslosigkeit. Weiterhin bot die Wanderschaft die Möglichkeit zum Technologietransfer und zur Akkumulation von sozialem und kulturellem Kapital. Schließlich konnte sie eine Strategie der Arbeitsvermeidung und eine Suche nach Wegen aus dem Handwerk hinaus oder auf der sozialen Stufenleiter über das Handwerk hinauf sein.⁶



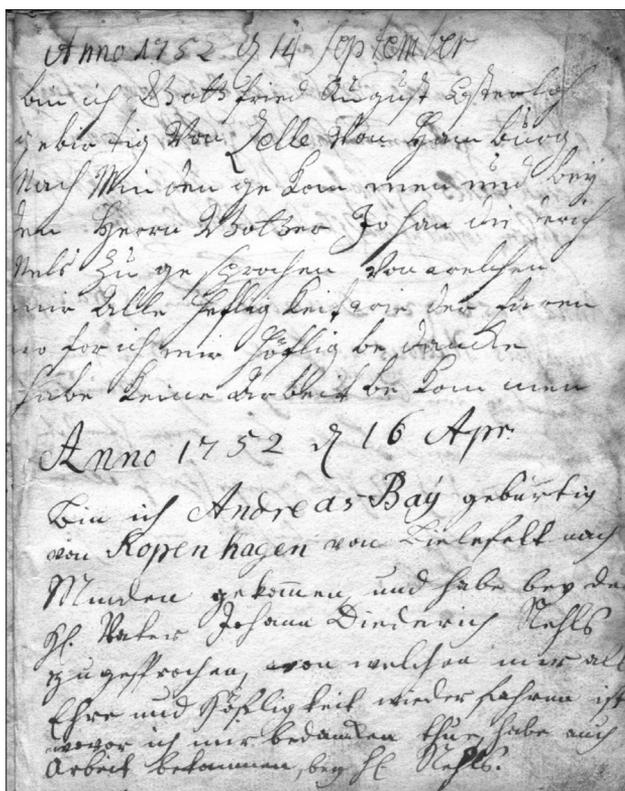
Erster Eintrag: Der erste Eintrag ist besonders prachtvoll gestaltet und stammt von Narcissus Friderich Günther aus Tübingen.

Foto: Kommunalarchiv Minden

Struktur und Funktion von Gesellenbüchern

Die Eintragungen in das Mindener Gesellenbuch beginnen am 3. Juli 1752. An diesem Tag trug sich der Buchbinder Narcissus Friderich Günther ein. Er gestaltete seinen Eintrag besonders prächtig, folgte aber der spätestens seit dem 17. Jahrhundert üblichen Grundstruktur solcher Einschreibungen. Neben dem Tag des Eintrags nennt Günther seinen Geburtsort – Tübingen – und den letzten Aufenthaltsort vor seinem Eintreffen in Minden – Bielefeld. Günther schreibt, er habe bei „Herrn Vatter Johann Diederichs Nehlb zugesprochen“. Das bedeutet, dass er sich, als er nach Minden kam, zunächst an den Altmeister gewandt hatte, von dem ihm laut Eintrag dann „alle Ehr und Höflichkeit widerfahren“ war. Mit „Ehr und Höflichkeit“ umschrieb Günther das Geschenk, das er von Nehls erhalten hatte. Außerdem erwähnt der Buchbindergeselle, dass er bei dem Altmeister Arbeit gefunden hatte.

Erst zwei Monate später, am 14. September 1752, trug sich als nächster Buchbindergeselle Gottfried August Osterloh in das Buch ein. Er stammte aus Celle und traf von Hamburg kommend in Minden ein. Im Gegensatz zu Günther erhielt er keine Arbeit. Auf Schönschrift wurde nach der



Zweiter und dritter Eintrag: Dem prachtvollen ersten Eintrag folgen Einträge in gewöhnlichen Handschriften. Foto: Kommunalarchiv Minden

ersten Prachteintragung offenbar kein besonderer Wert mehr gelegt.⁷ In dem Buch sind sehr unterschiedliche Handschriften vertreten, sie reichen von gut lesbaren bis hin zu solchen, die recht ungenau wirken. Buchbinder galten im Vergleich zu anderen Handwerkern als relativ gebildet, schließlich mussten sie lesen können, um die Druckbogen richtig zu ordnen und zu binden.⁸ Als ein Zeichen ihrer Bildung sind sicher die Zusätze zu verstehen, die die Gesellen häufig ihren Standardangaben beifügten. Sie orientierten sich dabei an Studenten, die in ihren Stammbüchern als „Symbolum“ bezeichnete Sinnsprüche sammelten.⁹ Johann Andreas Eberd Isverding ergänzte seinen Eintrag vom 8. September 1754 beispielsweise um die Zeilen eines Kirchenlieds.

„Selig ja selig wer willig erträgt
dieser Zeit Leiden Verachtung und Streit
Welches nach dieser Vergänglichkeit
Pfleget mit sich zu bringen der ewige Freud
Selig wer sie noch um Jesum erduldet
Droben im Himmel wirds doppelt verschuldet.“

Die Zeilen hatte der Buchbindergeselle einem evangelischen Kirchenlied von Caspar Herrmann Sandhagen aus dem Jahr 1694 entnommen. Wie in diesem Fall wiesen die Eintragungen oft religiöse Bezüge aus. Stark vertreten waren darüber hinaus allgemein verbreitete Sinnsprüche und Lebensweisheiten wie etwa „ora et labora“ – Bete und arbeite. Auf Minden bezog sich Jacob Christoph Göbel aus Harburg am 12. Oktober 1763 mit seinem Eintrag:

„Trau auf Gott und nicht verzage, Geld und Guht kommt alle Tage, Geld ist Geld, Welt ist Welt Wohl dem der Gott zum Freundt behält Gott führet mich recht wunderlich, bis er mich einst wird nehmen zu sich. Er führet mich zu Wasser und Land, Drum habe ich meinen Weg nach Minden zugewandt.“

Solche Sinnsprüche finden sich bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, danach bricht die Tradition ab. Sie gelten als ein relativ individuelles Element der Eintragungen.¹⁰ Dagegen lassen sich an den Standardangaben zu Geburtsort, letzter Station vor dem Eintreffen in Minden, Dank für das Geschenk sowie gegebenenfalls der Angabe einer Arbeitsaufnahme die „Grundfunktionen“ ein solches Gesellenbuch erkennen: Es belegte erstens die Herkunft der Gesellen, ließ zweitens nachvollziehen, aus welchem Ort sie aktuell zuwanderten, hatte drittens den Charakter einer Quittung für empfangene Leistungen und diente schließlich viertens dem Arbeitsnachweis in einem Handwerk, das erst im Gefolge der Erfindung des Buchdrucks seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstand. In Minden wurde ein erster neuzeitlicher Buchbinder 1537 erwähnt,¹¹ mit den Buchbinderarbeiten im Umfeld des Mindener Doms und der verschiedenen Klöster gab es in der Stadt eine bereits beachtliche buchbinderische Tradition.¹² Wenn Buchbinder nicht in direktem Kundenauftrag ein Buch banden, stellten Buchbinder Bücher auf Vorrat her und verkauften

diese. Um die Sicherung dieses Monopols ging es, als 1653 die Mindener Buchbinderzunft gegründet wurde. Während es Fremden erlaubt war, ihre Produkte auf Frei- und Jahrmärkten anzubieten, klagten die damals in Minden ansässigen sechs Buchbinder, dass zugewanderte Kollegen auch außerhalb der ihnen zugestandenen Zeiten mit Büchern handelten.¹³ 1666 wurde die Zunftordnung bestätigt, 1731 überarbeitet, insbesondere passten die Buchbinder die vorgeschriebenen Meisterstücke dem aktuellen Buchmarkt an, weil die geforderten Werke zum Teil gar nicht mehr gedruckt wurden.¹⁴

Minden wies die Bedingungen auf, die für eine Ansiedlung von Buchbindern sprachen. Denn dieses Spezialhandwerk siedelte sich vor allem an Bischofssitzen, in Verwaltungszentren und Standorten höherer Schulen oder bedeutenden Druckereien an, eben dort, wo Bedarf und Nachfrage bestanden. Allerdings ging die Zahl der Buchbinder in Minden im Lauf des 18. Jahrhunderts von sechs auf durchschnittlich drei in der Zeit um 1800 zurück, die in der Regel wohl kaum mehr als zwei Gesellen beschäftigten, wenn sie nicht überhaupt allein arbeiteten.

Das Buchbinderhandwerk war ein ausgesprochenes Stadthandwerk, das aber, wenn die genannten Voraussetzungen fehlten, in kleineren Städten kaum vertreten war. In diesem Zusammenhang kam den Gesellenbüchern als Quittungsbuch für erhaltene Unterstützungen eine wichtige Funktion zu. Denn wie in vielen Handwerken musste, wer seine Lehrzeit beendet hatte, je nach Zunftordnung zwei bis vier Jahre auf Wanderschaft gehen; die Mindener Ordnung schrieb vor, nach vier Jahren Ausbildung drei Jahre zu wandern, Meistersöhne mussten nur zwei Jahre unterwegs sein. Auch Gesellen, die die Arbeit in einer Werkstatt einer Stadt beendet hatten, waren gezwungen, sich aufzumachen, denn sie durften nicht in derselben Stadt in einem anderen Betrieb arbeiten.¹⁵ Diese Form der Mobilität wurde seit der Ausbildung der Städte im Hochmittelalter um 1330/1350 von den Gesellen gefordert, seit Ende des 16. Jahrhunderts war sie zur Pflicht geworden.¹⁶ Es handelt sich bei der Wanderschaft also nicht um einen unverbindlichen Handwerksbrauch, sondern um einen zentralen Zeitraum des Handwerkerlebens. Er wurde von Gesetzgebung, Justiz und Verwaltung streng geregelt, um einerseits die Versorgung mit Arbeitskräften zu gewährleisten, andererseits aber auch die vielen jungen Männer auf Reisen zu kontrollieren.

Da das Buchbinderhandwerk nicht in jedem Ort zu finden war, mussten die Gesellen häufig über längere Strecken wandern, anders als etwa Bäcker und Fleischer, die sich nicht weit von ihrem Ausbildungsort fort bewegten. Buchbinder erhielten deshalb in den wenigen Städten, in denen sie überhaupt auf Berufskollegen trafen, auf jeden Fall eine Unterstützung, ein „Geschenk“ – auch, damit sie nicht bettelten. Und diese Übergabe wurde in den Gesellenbüchern quittiert, um einem Missbrauch vorzubeugen. Die Höhe der Unterstützung ist aus Minden erst vom Beginn des 19. Jahrhunderts bekannt: Am 21. April 1821 und 29. Juni bekam der Gesellenvater für die Geschenke an acht Gesellen jeweils einen Reichstaler und acht Groschen, am 30. Januar 1822 für zwölf Gesellen

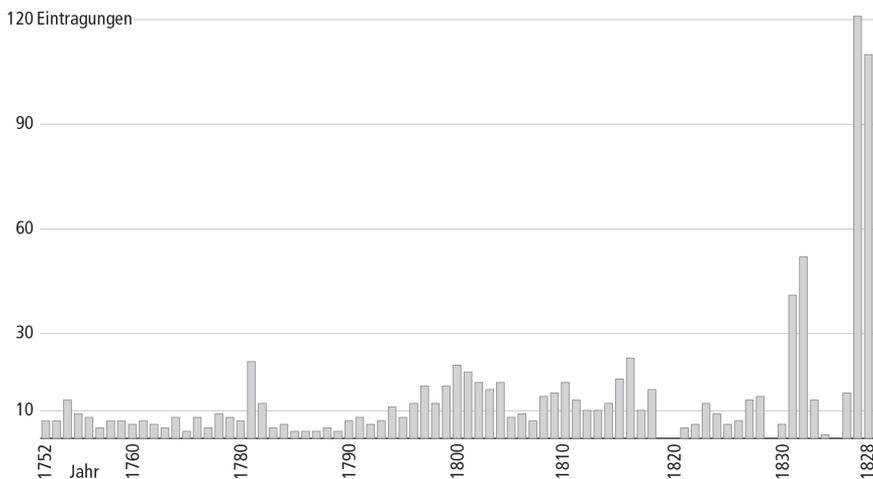
zwei Reichstaler erstattet. In Münster gab es dagegen beispielsweise lediglich mit einer Mahlzeit und einer Übernachtung noch die ältere Form der Gesellenunterstützung. Die Buchbindermeister quittierten regelmäßig, dass ihnen das Geschenk erstattet worden war. Es ist aus dem Buch allerdings nicht zu entnehmen, wie diese Hilfsleistung finanziert wurde. Es gab unterschiedliche Systeme. Oft brachten die Gesellen vor Ort das Geld auf, bei ihren Versammlungen fielen beispielsweise Strafgebühren an.

Auf der Suche nach Arbeit

Das Mindener Gesellenbuch wurde zwischen 1752 und 1828 geführt und damit über die Aufhebung der Zunft im Jahr 1809 hinweg. In diesem Zeitraum gab es 886 Eintragungen, es erfasst aber weniger Buchbindergesellen, denn viele kamen mehrfach in die Stadt. Sie stammten aus dem gesamten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, aber auch aus Kopenhagen, Stockholm, Riga, Reval und St. Gallen.

Im Durchschnitt trafen elf Gesellen im Jahr ein. Allerdings schwankte die Zahl sehr stark. Jahren, in denen sich niemand in das Gesellenbuch eintrug – etwa 1809 und 1810 – stehen vor allem die letzten beiden Jahre gegenüber, in denen das Buch geführt wurde. Mit 121 (1827) und 110 (1828) Eintragungen wurde über zehn Jahre nach dem Ende der Zunftzeit in Westfalen ein Höhepunkt erreicht. Nach dieser Spitze brechen die Eintragungen in das Buch ab. 1830 lösten dann in Preußen Wanderbücher die Gesellenbücher ab. Von nun an hatte jeder Geselle ein solches Buch mit sich zu führen, in das alle Aufenthaltsorte amtlich eingetragen werden mussten.

Wovon die Höhe der Zuwanderung konkret abhing, müsste noch genauer untersucht werden. Bisher scheint sie aber verhältnismäßig wenig



Anzahl der Eintragungen in das Gesellenbuch zwischen 1752 und 1828

von aktuellen Ereignissen beeinflusst worden zu sein. Denn im Jahr der Schlacht von Minden 1759 kamen mit fünf beispielsweise nicht weniger Gesellen nach Minden als im Jahr zuvor.

Bis etwa um 1800 gaben die Gesellen an, welche Stadt sie vor Minden besucht hatten. Die meisten kamen aus Herford (58) und Hannover (55) nach Minden. Wichtig war außerdem die Anreise über Osnabrück (37), Bremen (28) – möglicherweise über die Weser? – und Münster (27). Kleinere Städte mit Buchbindern im Umfeld waren neben Lemgo und Paderborn etwa Rinteln, Hameln, Bielefeld und Nienburg, auch diese Orte wurden in dem Buch als letzte Stationen vor Minden angegeben.

Nicht jeder Buchbinder fand in Minden Arbeit. Zwischen 1752 und 1808, dem Zeitraum, den die Gesellenbücher in Minden und in Lemgo abdecken, erhielten von den 477 in Minden registrierten Gesellen nur 101 eine Beschäftigung, und damit etwas weniger als ein Viertel. Im gleichen Zeitraum kamen 117 Gesellen nach Lemgo, von denen aber lediglich sieben, damit nur etwa jeder siebzehnte beschäftigt wurde. Ganz anders sah die Situation in Paderborn aus. Hier konnte bisher nur ein kurzer Zeitraum ausgewertet werden. Zwischen 1725 und 1742 sprachen dort 218 Gesellen vor, von denen 98 und damit fast jeder zweite Arbeit erhielt. Dass der Beruf vor allem in den Städten mit einem ausgeprägten Verlagswesen bessere Arbeitsmöglichkeiten versprach, zeigt der Vergleich mit den bekannten Verlagsorten Frankfurt und Braunschweig. In der Zeit zwischen 1773 und 1802 fanden 48 Prozent in Frankfurt Beschäftigung, in Braunschweig sogar 85 Prozent.¹⁷

In Minden verschlechterte sich die Situation seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dramatisch, ohne dass bisher die Gründe dafür bekannt sind. Seit dem Jahr 1800 erhielten nur noch insgesamt drei Gesellen Arbeit, zwei 1826, ein weiterer ein Jahr später. Die Eintragung des Buchbindergesellen Christian Gotthard Ahrens aus Lübeck vom 19. Juni 1794 scheint etwas von dem Lebensgefühl, dass sich bei solch schwierigen Lebensverhältnissen einstellte, widerzuspiegeln:

„Alles geht zu seinem Ende aber meine Reiß nicht
wo ich nur mein Aug hin wende find ich keine Arbeit nicht
also muß ich nur auf Gottes Wegen laufen Biß das ich Arbeit treffe an“

Die wandernden Gesellen arbeiteten in der Regel nur für kurze Zeit in den Mindener Werkstätten, oft wohl lediglich vierzehn Tage.¹⁸ Vermutlich wurden sie vor allem für schwere Arbeiten eingesetzt, etwa den Tätigkeiten am Schlagstein, dieser Arbeitsplatz wird häufig in den Sinnsprüchen erwähnt.¹⁹ Anhand des Gesellenbuches ist aber auch erschlossen, wenn Buchbinder über längere Zeit eine Beschäftigung erhielten. Das hängt mit einer weiteren Funktion des Buches zusammen. Es diente dazu, die Gesellenlossprechungen zu dokumentieren, bei denen drei Gesellen das Ende der Lehrzeit bestätigen mussten. Bei dieser Gelegenheit sind die Namen von Buchbindern nachweisbar, die sich bereits einige Zeit zuvor in das Gesellenbuch eingetragen haben. Auf diese Weise lassen sich Aufent-

haltszeiten von bis zu sechs Jahren nachweisen. Andreas Christian Büsche aus Lüneburg etwa hatte sich am 28. Juni 1761 in das Gesellenbuch eingetragen und bei Buchbindermeister Francke Arbeit gefunden. Am 13. Januar 1765 und am 11. März 1767 war er jeweils als Altgeselle Zeuge bei Lossprechungen. Nur einmal ist dokumentiert, dass sich ein Geselle dauerhaft in Minden niederließ – es handelt sich um den bereits erwähnten Buchbinder Christoph Eberhard Völcker. Er war 1789 aus Hannover gekommen, wie sein Enkel im Jahr 1827 im Gesellenbuch notierte. Außergewöhnlich ist, dass er offenbar selbst zeitlebens Altgeselle blieb, aber eine Familie gründete, die über mehrere Generationen in Minden Buchbinder stellte.²⁰

Das Gesellenbuch verzeichnet eine weitere Besonderheit des frühneuzeitlichen Arbeitsmarktes. Wenn zusätzlicher Bedarf an Arbeitskräften bestand, wurden Gesellen über sogenannte „Laufschreiben“ angefordert. Solche Dokumente ließen Meister gezielt an Orten auslegen, an denen sie arbeitslose Gesellen vermuteten. Sie durften damit jedoch keinen bereits beschäftigten Buchbinder abwerben. Jeder, der aufgrund dieses Angebots Arbeit aufnehmen wollte, konnte das Laufschreiben an sich nehmen und an den angegebenen Ort reisen. Dort erhielt er ein bestimmtes „Laufgeld“ oder eine Reiseentschädigung, die offenbar ausgehandelt wurde, falls die Stelle bereits anderweitig vergeben war.²¹ Nach Minden kamen zwischen 1752 und 1808 immerhin neun Gesellen aufgrund eines Laufschreibens.

Insgesamt aber war es nicht leicht, auf der Wanderschaft Arbeit zu finden. Damit war es aber kaum möglich, seine Berufskennnisse zu erweitern, was als ein offizielles Ziel dieser Berufsphase galt. Der Handwerksforscher Rudolf Wissell hat im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts geradezu von einer „Hochschule des Handwerks“, einem „Hochschulstudium in der freien Schule des Lebens“ gesprochen.²² Damit meinte er in erster Linie, dass sich die Wanderung sehr positiv auf die berufliche Weiterbildung der Handwerker ausgewirkt habe. Seine Einschätzung beruhte vor allem auf normativen Quellen. Zahlreiche Forschungen haben sich seitdem der Praxis des Wanderns gewidmet und sind hinsichtlich des Stellenwerts, den diese Zeit für die Erweiterung der Fachkenntnisse hatte, zu durchaus unterschiedlichen Einschätzungen gekommen. So verweist Rainer S. Elkar darauf, wie wenig plausibel es ihm erscheint, dass ein Meister einem Gesellen, der nur kurze Zeit in seiner Werkstatt tätig war, irgendwelche Geheimnisse verraten hätte und umgekehrt der wandernde Geselle wohl kaum viel aus anderen Werkstätten zu berichten hatte.²³ Dagegen sieht Reinhold Reith – ebenfalls recht plausibel – kaum Chancen für Meister, in den meist recht kleinen Werkstätten Kunstgriffe und Sonderkenntnisse geheim zu halten. Solche individuellen Wissenstatbestände hätten beispielsweise in der besonderen Zusammensetzung des Leims bestanden haben können. Sicher erlangte sich derjenige, der – wenn oft auch nur kurz – Arbeit in verschiedenen Werkstätten fand, einen Zugewinn an Erfahrung. Von größerer Bedeutung war aber vermutlich der Umgang der Gesellen untereinander, über den der junge Geselle mit einer spezifischen

Gruppenkultur vertraut gemacht wurde. Auf jeden Fall aber führte das Wandern zu einer begrenzten Entlastung des Arbeitsmarkts – und zwar auf Kosten der Gesellen. Sie mussten sich immer wieder auf den Weg machen, wenn sie die Arbeit an einem Ort verloren hatten; ihnen wurde der Zugang zum Meisterbrief erschwert und sie wurden nicht zuletzt durch die Gesellenbücher reglementiert und überwacht.

Dass hier aus Sicht der Obrigkeit ein gewisser Handlungsbedarf bestand, ergab sich aus der durchaus realistischen Gefahr für die Buchbinder, vom Wandern in das Vagabundieren abzugleiten, zum „ewigen Gesellen“ zu mutieren.²⁴ Gleichet man einzelne Namen aus den Gesellenbüchern Westfalens mit den bislang veröffentlichten Gesellenbüchern ab, kann der Eindruck gewonnen werden, manche Gesellen seien geradezu durch das Alte Reich geirrt.²⁵ So waren viele Buchbindergesellen deutlich länger als die vorgeschriebene Wanderzeit von zwei bis vier Jahren unterwegs: Der Geselle Christian August Rieckmann, der 1746 in Lemgo verstarb, war noch im Alter von 48 Jahren auf Wanderschaft gewesen.²⁶ Viele Jahre war Johann Christian Baudiez aus Weimar unterwegs: Er trug sich 1764 in Minden sowie 1767 in Minden und Lemgo in die Gesellenbücher ein. Nachweisbar ist er außerdem in den Jahren 1745, 1750, 1755 und 1764 in Greifswald²⁷ sowie 1749 in Augsburg.²⁸ Mehrfach in Minden war ein Buchbinder namens Schröter aus Dresden: 1812, 1813, 1821, 1822. Manche umkreisten förmlich die Stadt, sie kamen im Abstand von wenigen Monaten wieder. Ob und wie sie jeweils in der Zwischenzeit beschäftigt waren, lässt sich nicht belegen.

Ein Lebenslauf soll hier etwas genauer vorgestellt werden, weil er zeigt, wie sich über die Gesellenbücher und ergänzende Archivalien Mobilität in großem Umfang im Leben von Menschen rekonstruieren lässt, über die normalerweise wenig bekannt ist. Es handelt sich um den Buchbindergesellen Johann Peter Friedrich Georg Drechmann, auch Dreckmann und Diekmann genannt, aus Schwerin, der 1789 in Minden Station gemacht hat.

1764	Schwerin	Geburt
1782 bis 1786	Schwerin	Lehre
	Bremen, Osnabrück	Aufenthalte nachgewiesen
	Kiel	insgesamt 27 Mal dort vorgesprochen
1789, 23.5.	aus Herford nach Minden	Devise: Glück ins Feldt, bringt wenig Geld“; Arbeit bei Buchbindermeister August Stiegemann
1790, 24.8.	aus Hannover nach Braunschweig	
1790	Wismar	
1797, 1.2.	Lemgo	Arbeit bei Buchbindermeister Meyer

1799, 20.7.	aus Braunschweig nach Minden	
1800, 16.4.	Greifswald	
1804, 6.11.	Greifswald	
1805, 25.4.	aus Hannover nach Braunschweig	
1805, 4.5.	Minden	
1805, 9.8.	Lemgo	
1809, 23.10.	Kiel	Wahl zum Altgesellen
1813, 13.5.	Greifswald	Geld aus der Armenbüchse
1820, 9.11.	Minden	
1827	Wismar	
1829	Schwerin	Ansuchen auf Heimatrecht: 65 Jahre alt und 43 Jahre gereist
1830	Hildesheim	doppeltes Geldgeschenk
1835	Rostock	71 Jahre alt, fertigt ein neues Einschreibebuch für die Buchbinder in Rostock
1835	Hamburg	14 Vorsprechen, viermal Arbeit, 1835 das 21. und letzte Geschenk erhalten
1836, 12.9.	Lüneburg	72 Jahre alt Symbolum: „Nur Redlichkeit! Sonst mag mir alles fehlen“

Die Zahl der Stationen, die sich über die publizierten Gesellenbücher und die Literatur rekonstruieren lässt, ist beeindruckend.²⁹ Sie können durch eine – sonst höchst selten überlieferte – Selbsteinschätzung Drechmanns ergänzt werden. Als er 1829 das Heimatrecht in seiner Geburtsstadt Schwerin beantragte, sagte er nicht nur aus, dass er 65 Jahre alt und 43 Jahre gereist sei. Vielmehr betonte er darüber hinaus, er sei sein Leben lang für seinen Lebensunterhalt selbst aufgekommen ist. Dass seine Selbstdarstellung von dem abweicht, was über die Gesellenbücher nachvollziehbar ist, hängt sicher mit der Forderung der Landesregierung von Mecklenburg zusammen. Diese hatte ihm in Aussicht gestellt, das Heimatrecht zu erhalten, wenn er darlege, dass er kein „Vagabonde“ gewesen, sondern „dass er stets als rechtliche Handwerksgeselle gewandert“ sei. Drechmanns größte Sorge bestand darin, sich nicht mehr selbst ernähren zu können und in

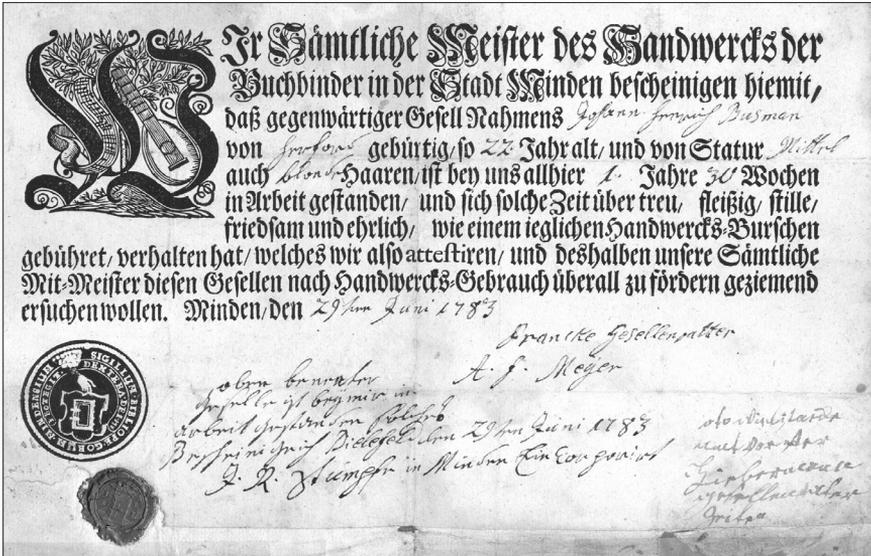
das „Land-Arbeits-Haus“ eingeliefert zu werden. Lieber wollte er, „über meine Kräfte arbeiten, bis ich der Arbeit erliegt und der Tod mich bey der Arbeit mit seinem knöchernen Armen umfasst.“ In Schwerin hat er übrigens kein Heimatrecht erhalten, denn er war über 15 Jahre nicht in seiner Geburtsstadt gewesen und hatte damit das Anrecht verwirkt.³⁰

In Anbetracht solcher Lebensläufe mussten Zahlungen aus der Armenkasse der Zunft überraschend selten getätigt werden.³¹ In Minden sind drei Zahlungen im Jahr 1771, eine aus dem Jahr 1772, zwei im Jahr 1800 und eine 1801 überliefert, also sieben im Zeitraum von dreißig Jahren. Die Buchbinder erhielten zwischen vier und sechs Groschen, also mehr als das zumindest im frühen 19. Jahrhundert übliche Geschenk.

Soziale Kontrolle

Aus dem Gesellenbuch ist auch zu erfahren, dass es unter der hohen Zahl der wandernden Gesellen Buchbinder gab, die gegen Normen verstießen und Vergehen begingen. Sie wurden mit dem „Ausstreichen“ bestraft – das bedeutete, dass ihr Eintrag in dem Gesellenbuch aus-, d. h., durchgestrichen wurde. Dieser Vorgang war für den betroffenen Buchbindergesellen außerordentlich peinlich, denn die meisten Kollegen, die nach ihm in die Stadt kamen, blättern durch das Gesellenbuch und erfuhren auf diese Weise nicht nur, dass jemand „ausgestrichen“ worden war, sondern auch aus welchem Grund, und sie erzählten es weiter. Am 25. Februar 1798 etwa wurde in Minden der Name von Carl Armbrust „ausgestrichen“. Der Geselle hatte offenbar heimlich Gelder seines Arbeitgebers einkassiert und war, weil ihm die Entdeckung drohte, im Juli 1797 über Nacht aus Minden geflohen. Mit dem „Ausstreichen“ schlossen ihn die Gesellen Mindens aus ihrer Gemeinschaft aus.³² Die Ehrenstrafe traf ihn allerdings erst, nachdem er in einem Schreiben jede Erstattung der veruntreuten Gelder abgelehnt hatte.³³ Am 18. Dezember 1791 wurde auch Conrad Ernst Gösche aus Helmstedt „ausgestrichen“, weil er die Magd des Leutnants Pasch geschwängert und ihr Geld entwendet hatte. Er gehörte übrigens wie Armbrust zu den wenigen Gesellen, die Arbeit erhalten hatten, seit dem 15. April 1790 war er in Minden bei dem Buchbinder Meyer beschäftigt gewesen.

In welchem großen Umfang die Gesellenbücher eine Funktion bei der Konfliktregelung besaßen, macht ein Eintrag in das Paderborner Gesellenbuch deutlich. Denn wer Reue zeigte, hatte die Chance, erneut in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Der Geselle Johannes Franz Kristen aus Glatz sollte nach einem Eintrag von 1728 nur so lange „ausgestrichen“ bleiben, bis er sich für seinen Diebstahl verantwortet hatte – was aber offenkundig nicht geschah.³⁴ Als wie gravierend das „Ausstreichen“ in einem Gesellenbuch angesehen wurde, lässt sich daran ablesen, dass die Mindener Gesellen, die versehentlich den Buchbinder, der sich unmittelbar vor Armbrust in das Buch eingetragen hatte, ebenfalls durchgestrichen hatten, in einem eigenen Eintrag vermerkten, dies sei unabsichtlich geschehen. Auf diese Weise stellten sie die Ehre des Gesellen wieder her.³⁵



Kundschaft: Während in vielen Orten die Gesellen aller Handwerke den gleichen Vordruck ausgefüllt erhielten, besaß die Buchbinderzunft in Minden ein eigenes Dokument.
 Kommunalarchiv Herford, Abteilung Stadtarchiv Herford, Bestand A, Nr. 7,139.

und ehrlich, wie einem ieglichen Handwercks-Buschen gebühret“ verhalten hatten, während Name, Geburtsort, Statur und Haarfarbe sowie die Dauer der Arbeitszeit individuell handschriftlich eingefügt wurden. Kundschaften wurden während der Arbeitsaufenthalte der Gesellen in der Gesellenlade des Ortes verwahrt und ihnen erst wieder ausgehändigt, wenn sie die Stadt ordnungsgemäß verließen.

Eine solche Kundschaft hat sich aus der Mindener Buchbinderzunft erhalten. Mit ihr attestierten die Buchbinder Francke als Gesellenvater und A. J. Meyer dem aus Herford stammenden Johann Henrich Busmann am 29. Juni 1783, dass er ein Jahr und dreißig Wochen gearbeitet hatte.³⁷ Seiner Tätigkeit war der Buchbinder allerdings nicht in Minden, sondern in Bielefeld bei dem Buchbindermeister J. R. Stumpfe nachgegangen, der der Mindener Buchbinderzunft inkorporiert war. Deshalb ist auch kein Eintrag von Busmann im Mindener Gesellenbuch zu finden.³⁸ Die Kundschaft trägt einen Abdruck des Siegels der Mindener Buchbinderzunft, das wohl seit 1653/66 in Gebrauch war. Es zeigt am oberen Rand Wolken, aus denen ein Arm herausragt, der einen ausgeschnittenen Schild mit einem Buch darin hält. Die doppelzeilige Unterschrift lautet: Sigillum Bibliopae Gorum Mindensium Dextra Dei Me Protegit – also: Siegel der Buchbinder Mindens, Die rechte [Hand] Gottes behütet mich.³⁹

Berufswege

Das Gesellenbuch diente den in Minden ansässigen Buchbindern auch, um einen zentralen Schritt in der Berufslaufbahn eines jungen Handwerkers festzuhalten: die Lossprechungen der Lehrlinge – also die Beendigung der Lehre in einer feierlichen Zeremonie. Nur in wenigen Orten wurden die Lehrlinge „examiert“, meist wurde wie in Minden lediglich eine Rede gehalten und zwei Gesellen mussten als Zeugen oder Paten auftreten. Ein Gesellenstück gab es noch nicht⁴⁰ Da zudem eingetragen wurde, woher die Lehrlinge kamen, dokumentiert das Gesellenbuch damit eine weitere Form der Mobilität. Zwischen 1755 und 1811 wurden insgesamt 39 Lehrlinge in Minden losgesprochen. Davon hatten zehn ihre Ausbildung an einem anderen Ort gemacht – in Aurich (2), Bielefeld (3), Bückeburg (1), Lübbecke (3) und Rinteln (1). Dass auch Auswärtige für diesen wichtigen Schritt nach Minden kamen, hängt damit zusammen, dass die Zeremonie von zwei Gesellen bezeugt werden musste, die es in den genannten Städten offenbar nicht gab. Die in Minden ausgebildeten Lehrlinge stammten aus der Stadt und den umliegenden Orten Westfalens, zwei waren Söhne ansässiger Buchbinder, die nur eine verkürzte Lehrzeit durchlaufen mussten – einer stammte aus der Familie Meyer, der andere aus der Familie Jordan. Immerhin drei Lehrlinge kamen aber aus Fulda, Kassel und Lübeck und damit aus weiter entfernt liegenden Städten, was eher typisch für Buchbinder war. Mit Friedrich August Eberhardi (1774–1825) aus Detmold wurde am 25. April 1797 in Minden ein Buchbinder losgesprochen, der bei Friedrich Adolf Delkeskamp in Bielefeld gelernt hatte. Aus seinem Besitz ist ein Stammbuch überliefert, dessen Eintragungen die Verbindungen zu der Familie seines Lehrherrn belegen, aber auch einer seiner Lehrlinge trug sich 1813 in das Buch ein. Hier zeigt sich, dass bei aller Mobilität auch Beziehungsnetze geknüpft wurde.⁴¹ Eberhardi kehrte in seine Heimatstadt zurück, um einen Betrieb als Meister zu führen. Als typischer gilt es, dass die Buchbindermeister gerade nicht in ihrem Geburtsort tätig waren. So hatte sich am 25. August 1784 Johann Arnold Köbbing aus Herford in das Mindener Buch eingetragen, der, wie ein späterer Zusatz vermerkt, Buchbindermeister in Münster wurde.⁴² In Minden gab es ebenfalls zugewanderte Buchbindermeister. Bereits Mitte des 17. Jahrhunderts hatte sich Niclaus Hane aus Schweden – wohl aus den schwedisch besetzten Regionen Deutschlands – in der Stadt niedergelassen und wurde hier Meister. Aus Stettin kam 1758 Johann Gottfried Wundermann nach Minden, er ließ sich als Buchbinder in Vlotho nieder, sein Sohn Johann Philipp ist dann aber spätestens 1790 Meister in Minden, denn laut Eintrag in das Gesellenbuch fand am 19. September 1790 ein Buchbindergeselle bei ihm Arbeit.

Im Gegensatz etwa zu Lemgo kann für Minden bisher nicht nachgewiesen werden, dass ein zugereister Buchbinder über eine Eheschließung mit einer Buchbinderwitwe oder -tochter zu seiner Werkstatt kam. Über das Gesellenbuch ist aber nachweisbar, dass Witwen über gewisse Handlungsspielräume im Buchbinderhandwerk verfügten. Am 3. Dezember 1752 wurde ein Lehrling der Witwe Quade losgesprochen. Die Witwe Nehls

gab am 4. August und am 12. Dezember 1759 jeweils einem Gesellen Arbeit, und am 2. Juli 1801 beteiligte sich die Witwe Stiegemann an der Erstattung von Geldern, die an Gesellen gezahlt worden waren.⁴³

Auf ein weiteres Beispiel sozialer Mobilität kann am Beispiel eines Eintrags aus dem Jahr 1827 hingewiesen werden. Vermutlich im Mai dieses Jahres trug sich Benjamin Stein in hebräischer Schrift in das Gesellenbuch ein. Dass er aus Gnesen stammte, ist durch einen zweiten Eintrag belegt, mit dem er sich bei einem weiteren Besuch im Mai 1828 für das Geschenk bedankte. Die Ausbildung von Juden in Handwerken und damit das Erschließen neuer Berufsfelder war Teil der Emanzipationsbewegungen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Dynamik entfaltete.⁴⁴

Zusammenfassung

Das Wandern war nicht aller Buchbinder Lust – verklären lässt sich dieser wichtige Abschnitt im Leben eines Handwerkers sicher nur, wenn eine Erfolgsgeschichte zu erzählen ist, wenn sich also ein Buchbinder am Ende seiner Wanderung als Meister niederlassen konnte. Doch vielen Gesellen erging es ganz anders. Sie waren über Jahre zu Fuß unterwegs, legten weite Wege zurück und hatten je nach Größe und Situation der Stadt, in die sie kamen, ganz unterschiedliche Chancen, eine Arbeit zu finden. Durch die Verknüpfung mit anderen Gesellenbüchern aus der Region und darüber hinaus lassen sich für viele Buchbinder, die sich in das Mindener Buch eintrugen, beeindruckende Wanderungsbewegungen nachweisen. Was es aber für eine Stadt wie Minden konkret bedeutet hat, dass Gesellen – nicht nur des Buchbinderhandwerks – aus dem ganzen Reich dorthin kamen, sich trafen und austauschten, ist dem Gesellenbuch nicht zu entnehmen. Die Sicht der Stadtgesellschaft auf die Gesellen, zu denen auch Bewohner Mindens gehörten, die sich selbst auf Wanderschaft begaben, wäre für die Einschätzung der Bedeutung dieser Form der Mobilität für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der frühneuzeitlichen Gesellschaft sicher aufschlussreich.

Anmerkungen

- 1 Kommunalarchiv Minden (künftig KAM), Stadt Minden, W, Nr. 168. Das Gesellenbuch ist nicht paginiert. Deshalb wird es im Folgenden zitiert als MGB mit Angabe des Datums des Eintrags. Wird das Datum bereits im fortlaufenden Text genannt, wird die Stelle nicht weiter nachgewiesen. – Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, der am 8.12.2015 im Kommunalarchiv Minden aus Anlass der Restaurierung des Gesellenbuchs gehalten wurde. Ich danke Dr. Monika Schulte für zahlreiche Hinweise. Zu Buchbindern in Westfalen und Lippe s. Anke Hufschmidt: Ein Handwerk für „große und mittelmäßige Städte“. Zu Buchbindern in Westfalen und Lippe im 17. und 18. Jahrhundert, in: LWL-Freilichtmuseum Hagen (Hg.): Knochenleim & Goldrausch. Buchbindereien vom 18. Jahrhundert bis in das E-Book-Zeitalter, Hagen 2015 (Forschungsbeiträge zu Handwerk und Technik, Bd. 27), S. 16-39.
- 2 Auskunft von Dr. Fred Kaspar am 11. März 2014. Ich danke Dr. Fred Kaspar und Peter Barthold für ihre Hinweise zu Buchbindern in Minden.
- 3 Das Haus mit der Nummer 95 war im Feuerkataster 1755 mit 500 Reichstalern veranschlagt – eine relativ hohe Summe. Ich danke Dr. Monika Schulte für die Überlassung ihrer Auswertung des Feuerkatasters von 1755. KAM, Stadt Minden, C, Nr. 111.
- 4 Martin Krieg: Das Einschreibbuch der kunstliebenden Buchbindergesellen, Minden, anno 1757, in: Mindener Heimatblätter 4, 1926, Nr. 9, S. 2 f. – Zum Einschreibbuch und Buchbindern in Minden allgemein s. auch Johann Karl von Schroeder: Mindener Buchgewerbe. Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler und Verleger in Minden seit dem 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geistes- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens, in: Mitteilungen des Mindener Geschichts- und Museumsvereins 38, 1966, S. 5-80.
- 5 Das Lemgoer Gesellenbuch befindet sich in Privatbesitz, eine Kopie ist im Stadtarchiv Lemgo zugänglich. Stadtarchiv Lemgo S 370, künftig zitiert als LGB mit Angabe des Eintragedatums, da es nicht paginiert ist. Das Paderborner Gesellenbuch befindet sich im Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek in Paderborn, Cod. 227. Es ist paginiert und wird als PGB entsprechend zitiert.
- 6 Josef Ehmer: Perceptions of Mobile Labour and Migratory Practices in Early Modern Europe, in: Josef Ehmer, Catharina Lis (Hg.): The Idea of Work in Europe from Antiquity to Early Modern Times, Aldershot 2009, S. 307-320, hier S. 317 f. und passim – Eine gute Zusammenfassung des Forschungsstandes bei Gerhard Deter: Zwischen Gilde und Gewerbefreiheit, Bd. 2, Rechtsgeschichte des unselbstständigen Handwerks im Westfalen des 19. Jahrhunderts (1810-1809), Stuttgart 2015 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte, Bd. 230,2), S. 175-182.
- 7 Allerdings heißt es zu dem – tatsächlich weitgehend unleserlichen – Eintrag von C. Peters aus Leipzig, es wäre schön, wenn er in Deutsch übersetzt würde. MGB, nach Eintragung von E. Peppus am 24.9.1822.
- 8 Ob Bernhard Jordan aus Minden, bei dessen Eintrag es heißt, dass er nicht schreiben konnte, nur zu diesem Zeitpunkt schreibunfähig war, muss offen bleiben. MGB, 12.12.1822.
- 9 Eine breite Auswahl von Sinnsprüchen bei Ulrich Joost: Kunstliebende Buchbinder-Gesellen. Handwerkerspruchweisen in Göttinger und Braunschweiger

- Gesellenvater-Herbergsbüchern, in: Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde 12, 1987, S. 229-245.
- 10 Es war durchaus üblich, sich in verschiedenen Städten mit verschiedenen Sinsprüchen einzuschreiben. Joost: Kunstliebende Buchbinder-Gesellen, wie Anm. 8.
 - 11 Von Schroeder: Mindener Buchgewerbe, wie Anm. 3, S. 8.
 - 12 Von Schroeder: Mindener Buchgewerbe, wie Anm. 3, S. 7.
 - 13 So beispielsweise auch in der Zunftordnung der Buchbinder in Herford 1710: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen, KDK Minden, Nr. 1447, Bl. 130 r.
 - 14 Von Schroeder: Mindener Buchgewerbe, wie Anm. 3, S. 12, Anm. 12.
 - 15 Vgl. die Zunftordnung der Buchbinder in Lemgo vom 20.6.1738. Stadtarchiv Lemgo, A 3038.
 - 16 Wilfried Reininghaus: Wanderungen von Handwerkern zwischen hohem Mittelalter und Industrialisierung. Ein Versuch zur Analyse der Einflußfaktoren, in: Gerhard Jaritz; Albert Müller (Hg.): Migration in der Feudalgesellschaft, Frankfurt, New York 1988, S. 179-215, hier S. 179.
 - 17 Uta Maria Etzold: Die Buchbinder und ihr Handwerk im Herzogtum Braunschweig. Von den Gildegründungen unter Herzog August bis zum Ersten Weltkrieg 1651 bis 1914, Braunschweig 2000 (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte, Bd. 43), S. 83. – Vergleiche dazu die Zahlen aus Kiel bei Hellmuth Helwig: Das Buchbinderhandwerk in Kiel, in: Allgemeiner Anzeiger für Buchbindereien 79, 1966, S. 361-372, hier S. 368.
 - 18 So etwa der Rolle der Buchbinder-Bruderschaft in Münster 2.12.1648. Robert Krumbholtz: Die Gewerbe der Stadt Münster bis 1661, Nachdruck Osnabrück 1965, S. 187.
 - 19 Joost: Kunstliebende Buchbinder-Gesellen, wie Anm. 8, S. 233.
 - 20 MGB, 10.10. 1789 und 25.7.1827. – Krieg: Das Einschreibbuch, wie Anm. 3, S. 2.
 - 21 Christoph Ernst Prediger: Der In aller heut zu Tag üblichen wohl anweisende accurate Buchbinder und Futteralmacher [...], Bd. 2, Frankfurt am Main 1749, S. 229 f. – Nur in der Gildeordnung von Münster werden für die Region Laufschriften explizit als Mittel der Arbeitskräftebeschaffung benannt. Gildeordnung vom 9. Dezember 1792, Stadtarchiv Münster, A XI Nr. 307, Bl. 14 r.
 - 22 Rudolf Wissell: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, 2. Ausg., Bd. 1, Berlin, S. 301 zit. nach Rainer S. Elkar: SCHOLA MIGRATIONIS. Überlegungen und Thesen zur neuzeitlichen Geschichte der Gesellenwanderungen aus der Perspektive quantitativer Untersuchungen, in: Klaus Roth (Hg.): Handwerk in Mittel- und Südosteuropa. Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts, München 1987, S. 87-108, hier S. 88.
 - 23 Rainer S. Elkar: Lernen durch Wandern? Einige kritische Anmerkungen zum Thema „Wissenstransfer durch Migration“, in: Knut Schulz (Hg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, München 1999, S. 213-232.
 - 24 Wilfried Reininghaus: Migrationen von Handwerkern. Anmerkungen zur Notwendigkeit von Theorie, Konzepten und Modellen, in: Schulz: Handwerk in Europa, wie Anm. 23, S. 195-212, hier S. 206.
 - 25 Walter Menn: Wandernde Buchbinder-gesellen in Greifswald zur Schwedenzeit 1736-1815, in: Pommersche Jahrbücher 33, 1939, S. 37-62 und Übersicht „Fremd-gesellen der Buchbinderzunft in Wismar 1760-1828“. Online abrufbar unter <http://forum.ahnenforschung.net/showthread.php?t=22038&page=2>.
 - 26 Beigefügter loser Zettel im LGB. – Zu den langen Wanderzeiten siehe auch

- Frank Bühler: Wandernde Buchbinder-
gesellen. Das Einschreibbuch der Augs-
burger Buchbinderinnung 1733–1755.
Zulassungsarbeit zur wissenschaftlichen
Prüfung für das Lehramt an Gymnasien
im Fach Geschichte an der Universität
Konstanz. Konstanz 1986, S. 38. Dort ist
mit Johann Christian Sauli auch ein Ge-
selle erwähnt, der sich in Minden einge-
tragen hat.
- 27 Menn: Wandernde Buchbinder-
gesellen, wie Anm. 26, S. 46, 48 und 50.
- 28 Vgl. Reinhold Reith: Arbeits- und Le-
bensweise im städtischen Handwerk.
Zur Sozialgeschichte Augsburger Hand-
werksgesellen im 18. Jahrhundert
(1700–1806), Göttingen 1988, S. 128.
- 29 Etzold: Buchbinder, wie Anm. 16, S. 129.
Auf die einzelnen Belege wird auf Platz-
gründen hier verzichtet.
- 30 Etzold: Buchbinder, wie Anm. 16, S. 129.
- 31 LGB, 21.6.1746.
- 32 Armbrust stammte aus Mannheim und
war bereits 1796 nach Minden gekom-
men, wo er Arbeit bekommen hatte.
MGB, 23.10.1796.
- 33 MGB, 25.2.1798.
- 34 PGB, Bl. 10 r, 4.4.1728.
- 35 MGB, 25.2.1798.
- 36 Anke Hufschmidt: Katalognummer „Ar-
beitsbescheinigung für den Buchbinder
Georg Heinrich Christoph Langemann“,
in: Knochenleim & Golddrausch, wie
Anm. 1, S. 134 f.
- 37 Kommunalarchiv Herford, Abteilung
Stadtarchiv Herford, Bestand A, Nr.
7,139.
- 38 Am 1.7.1783 trug sich der aus Herford
stammende Johann Henrich Buschmann
in das Lemgoer Gesellenbuch ein. Dabei
handelt es sich vermutlich um den Buch-
binder, für den die Kundschaft ausge-
stellt ist. LGB, 1.7.1783.
- 39 Margarete Pieper-Lippe: Westfälische
Zunftsigel, Münster 1963 (Veröffentli-
chungen der Historischen Kommission
Westfalens XXII, Geschichtliche Arbeiten
zur westfälischen Landesforschung, Bd.
8), Nr. 95 sowie S. 13 f. – 1963 waren
aus Minden Münster, Osnabrück, Soest,
Herford und Lemgo (Lippe) Zunftsigel
überliefert. Das waren die westfälischen
Städte mit Buchbinderzünften, dazu
kam noch Paderborn. – Das zweite Sie-
gel ist mit einem Buch und den Buchsta-
ben I R S T versehen. Es könnte sich um
das Siegel des Buchbinders J. R. Stumpfe
handeln.
- 40 Johann Gottfried Zeidler: Buchbinder-
philosophie oder Einleitung in die Buch-
binderkunst, Halle 1708, S. 144 f.
- 41 Anke Hufschmidt: Katalognummer „Al-
bum des Detmolder Buchbinders Fried-
rich August Eberhardi“, in: Knochenleim
& Golddrausch, wie Anm. 1, S. 132 f.
- 42 Ein Beleg für die Tätigkeit Köbbings in
Münster ist eine Anzeige für Neujahrs-
wünsche im Jahr 1800. Dietmar Sau-
ermann: Von Advent bis Dreikönige,
Weihnachten in Westfalen, Münster
1996 (Beiträge zur Volkskultur in Nord-
westdeutschland, Bd. 93), S. 174.
- 43 Zu Frauen im Buchbinderhandwerk Huf-
schmidt: Ein Handwerk, wie Anm. 1.
- 44 Zu jüdischen Buchbinder-
gesellen Regina Fritsch: Zwischen zünftiger Selbstbe-
hauptung und industrieller Produktion.
Das lippische Buchbinderhandwerk im
19. Jahrhundert, in: LWL-Freilichtmuse-
um Hagen: Knochenleim & Golddrausch,
wie Anm. 1, S. 40-65, hier S. 49 f.

DIRK ZIESING

Das Minden-Ravensberger Landwehr-Regiment in den Befreiungskriegen 1813 bis 1815

Im März 1815 kehrte Napoleon Bonaparte, der im Vorjahr durch die Koalition europäischer Mächte abgesetzte Kaiser der Franzosen, aus seinem Exil auf der Mittelmeerinsel Elba zurück. Die 100-Tage-Herrschaft des „korsischen Ungeheuers“, wie ihn seine Gegner gerne bezeichneten, gipfelte erneut in einem Krieg. Umgehend wurde die preußische Armee mobilisiert, und auch die schon 1813 formierte westfälische Landwehr musste wieder zu den Waffen greifen.

Vorgeschichte

Nach der Katastrophe des 1812 begonnenen Napoleonischen Russlandfeldzugs und der anschließenden Völkerschlacht bei Leipzig hatte Preußen im Herbst 1813 das Gebiet zwischen Rhein und Weser wieder in Besitz genommen. Im November wurde die Aufstellung von zunächst fünf westfälischen Landwehr-Infanterie-Regimentern beschlossen, wobei jeweils Gebiete mit rund 100.000 Einwohnern ein solches Regiment zu stellen hatten. Als Wehrpflichtige galten alle tauglichen Männer im Alter zwischen 17 und 40 Jahren. Ein Teil meldete sich freiwillig und genoss dadurch gewisse Privilegien, der Rest wurde per Losentscheid ermittelt.¹

Angehörige der Landwehr waren an einem Weißblechkreuz an ihrer Kopfbedeckung zu erkennen. Es trug die Inschrift „Mit Gott für König und Vaterland“. Hinzu kam die schwarz-weiße Kokarde, die den Träger als Preußen auswies. Feigheit vor dem Feind oder ähnlich schwere Vergehen führten zum Verlust der bürgerlichen Rechte und dem Verbot, die Nationalkokarde zu tragen, eine Regelung, die bis zum Ende der Monarchie bestehen blieb.

Ein Landwehrregiment umfasste zunächst vier Bataillone mit nominell jeweils 801 Mann, die von 19 Offizieren geführt wurden. Das 2. Westfälische Landwehr-Infanterie-Regiment formierte sich im Gebiet des ehemaligen Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg. Die Bataillone aus Minden und Lübbecke bekamen die Nummern 1 und 2, die beiden anderen aus Bielefeld und Bünde die Nummern 3 und 4.

Zu Bataillonskommandeuren ernannte man zunächst den Landrat des Kreises Rahden Carl von der Horst (1780–1861), der spätere Landrat des Kreises Bielefeld Franz von Borries (1785–1858), den Forstinspektor Carl Christian von Eberstein (1779–1834) und Franz von Korff genannt Schmising-Kerssenbrock (1781–1850). Da allerdings von Borries über keinerlei militärische Erfahrung verfügte, vergab man seinen Posten an einen Hauptmann namens Klein. Regimentskommandeur wurde Major Carl

Friedrich Gottlob von Winterfeld (1764–1838), der bereits auf eine Karriere als preußischer Offizier zurückblicken konnte.²

Hinzu kam eine spezielle Formation (ein so genanntes Detachement) freiwilliger Jäger zu Fuß. Diese stammten aus gehobenen Gesellschaftsschichten und mussten sich in der Regel selbst ausrüsten und bewaffnen. Dafür waren sie von den niederen Aufgaben des Militärdienstes entbunden.³

Außerdem wurde ein westfälisches Landwehr-Kavallerie-Regiment aufgestellt, mit sechs Schwadronen zu rund 100 Mann, darunter ebenfalls eine aus der Region Minden-Ravensberg, stationiert in Halle, unter dem Kommando des Rittmeisters Philipp von Borries (1778–1838). Ein Kontingent freiwilliger Jäger kam auch hier als Berittene hinzu. Bis zur Abdankung Napoleons im April 1814 und dem so genannten ersten Pariser Frieden am 30. Mai 1814 blieben die westfälischen Truppen aber von größeren Kampfeinsätzen verschont.

Napoleon kehrt zurück

Am 23. März 1815 erreichte die Nachricht von Napoleons Rückkehr Westfalen. Fünf Tage später erfolgte die Mobilmachung, und im April überquerte die Landwehr erneut den Rhein. Feldmarschall Blücher inspizierte in Jülich die Truppe und brachte seine Zufriedenheit mit den Worten zum Ausdruck: „Das sind meine Westfalen, Kerls wie von Eisen!“

Nachdem man belgisches Gebiet, damals noch zu den Niederlanden gehörig, erreicht hatte, wurde per Losentscheid das vierte Bataillon als Basis für das neu zu gründende 7. Westfälische Landwehr-Regiment herausgelöst. Die drei verbliebenen Bataillone kamen auf eine aktuelle Stärke von 2.200 bis 2.400 Mann plus etwa 50 freiwillige Jäger.⁴ Hierbei sind Schwankungen zu berücksichtigen, da ständig einige Männer aufgrund von Krankheiten in Lazaretten zurückbleiben mussten und außerdem Deserteure zu beklagen waren. Die Fahnenflucht hielt sich allerdings bei den Regimentern aus ehemals preußischen Gebieten, also auch unter den Minden-Ravensbergern, in Grenzen.

Die Bataillonskommandeure waren nun Hauptmann Graf von Bouverot (vermutlich Adrien Blaise de Bouverot, ein Adelliger französischer Herkunft), Major von Eberstein und Hauptmann Friedrich Wilhelm von Monsterberg (1783–1855).

Erster Angriff der Franzosen

Am 15. Juni 1815 überschritt die französische Armee bei Charleroi den Grenzfluss Sambre und griff unvermittelt die preußische Vorhut an. Blücher und Wellington waren noch nicht zur Stelle, da sie Napoleon einmal mehr unterschätzt hatten. Dem stand daher die Landwehr gegenüber, die bisher noch keine Feuerprobe erlebt hatte. Man schlug sich tapfer, hatte aber keine Chance gegenüber den kampferprobten Franzosen. Viele Tote und Verwundete waren zu verzeichnen, bis schließlich der Befehl zum Rückzug erfolgte.⁵

Besonders hart traf es das Füsilier-Bataillon aus dem Raum Lübbecke

unter der Führung von Monsterbergs. Mit drei Kompanien auf einem Vorposten bei Thuin, am Ufer der Sambre, positioniert, leistete es eine Stunde lang verzweifelte Gegenwehr.⁶

Preußische Niederlage bei Ligny

In der Hoffnung auf Unterstützung durch britische Truppen stellte sich Blüchers Armee am 16. Juni 1815 bei Ligny erneut zum Kampf. Da jedoch die Verstärkung ausblieb, mussten sich die Preußen am späten Nachmittag wiederum unter hohen Verlusten zurückziehen.

Während eines Kavalleriegefechts hatte Blücher selbst die Führung der preußischen Reiterei übernommen. Dabei wurde sein Pferd, es war ein Geschenk des britischen Thronfolgers, erschossen und der Dreiundsiebzigjährige darunter eingeklemmt. Schließlich wurde er entdeckt und gerettet. Bei der Untersuchung stellte der westfälische Bataillonsarzt nur äußere Prellungen fest und schlug ein Einreiben mit Alkohol vor.

Entscheidungsschlacht bei Waterloo

Nach den hohen Verlusten in den beiden ersten Tagen des Krieges war das 2. Westfälische Landwehr-Regiment zunächst nicht mehr einsatzfähig. Nur das 1. und das 5. Westfälische Regiment konnten an der Schlacht bei Waterloo – oder korrekter bei Belle-Alliance – aktiv teilnehmen.⁷

Dort griffen am späten Nachmittag des 18. Juni 1815 die Preußen erfolgreich in die Entscheidungsschlacht ein. Wellingtons legendärer Ausrpruch „Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen“ spiegelt die prekäre Lage wider, in der sich die britischen Truppen befanden.

Kampf um Paris

Mit der Schlacht bei Waterloo hatten die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Alliierten allerdings noch kein Ende gefunden. Ein etwa 60.000 Mann starkes Heer fand sich zusammen, um Paris zu verteidigen.

Das 1. Preußische Armeekorps, darunter auch die westfälischen Landwehrregimenter, wurde an den südlichen Rand der französischen Hauptstadt beordert. Am frühen Morgen des 3. Juli 1815 erfolgte hier bei dem Vorort Issy der letzte Gegenangriff. Nachdem dieser in einem weiteren blutigen Gefecht abgeschmettert worden war, kapitulierten die Franzosen endgültig. An dieser Aktion hatten auch die Ostwestfalen wieder einen entscheidenden und verlustreichen Anteil.

Auszeichnungen und Verluste

Für die Verdienste in den Befreiungskriegen bekam das 2. Westfälische Landwehrregiment nach dem Stand von 1816 zunächst 27 Eiserne Kreuze 2. Klasse verliehen, eine militärische Auszeichnung, die erstmalig unabhängig vom Dienstgrad erworben werden konnte. Hinzu addierten sich im Laufe der folgenden Jahre so genannte Erbkreuze. Die Gesamtzahl der Verleihungen hatte man begrenzt, so dass viele Anwärter erst bedacht werden konnten, wenn Kreuze durch das Ableben ihrer Inhaber frei wurden.

1816 wurde im Münsteraner Amtsblatt eine Liste der 164 offiziell ermittelten Gefallenen veröffentlicht. Fünf davon waren jedoch nicht gefallen, sondern sie überlebten als Invaliden.⁸

Außerdem waren 703 Verwundete zu verzeichnen, von denen 160 zu Invaliden wurden. Diese Zahlen müssen allerdings nach oben korrigiert werden, da die Verluste nicht vollständig erfasst wurden.

Auflösung

Im Januar 1816 erfolgte die Auflösung des 2. Westfälischen Landwehregiments bis auf eine Stammmannschaft. Diese wurde 1817 in Herford stationiert. 1818 bezeichnete man die Einheit kurzfristig als preußisches Regiment Nummer 15a, auch 1. Mindensches genannt. Das ehemalige 5. Westfälische Landwehregiment wurde dementsprechend zu 15b beziehungsweise dem 2. Mindenschen. 1819 erfolgte eine Neugruppierung als 15. Preußisches Landwehr-Regiment, mit drei Bataillonen, stationiert in Minden, Paderborn und Bielefeld.

Kriegsteilnehmer

Bei der Vielzahl namentlich bekannter Kriegsteilnehmer können an dieser Stelle nur einige Personen und ihre Wirkungskreise exemplarisch genannt werden.⁹

Franz Eduard Georg Balthasar Schrader (1786–1852) trat im November 1813 in die Landwehr ein, und 1814 ernannte man ihn zum Hauptmann. Anfang 1815 wurde er Land- und Stadtrichter in Bünde, die erneute Bedrohung durch die Franzosen rief ihn jedoch wieder zu den Waffen. Am 15. und am 16. Juni 1815 zeichnete er sich durch Entschlossenheit und Mut aus, trug eine Verwundung davon und wurde anschließend mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet. Nach den Befreiungskriegen wirkte Schrader zunächst als Landrichter in Lübbecke und wurde schließlich Direktor des Stadt- und Landrichters in Bünde.

Wilhelm Ludwig Friedrich Backmeister (Bacmeister) (1790–1874) wurde in Minden als Sohn eines Kriegs- und Domänenrats geboren. Er schloss sich im Frühjahr 1813 zunächst der ostpreußischen Landwehr als Sekonde-Leutnant (heute Leutnant) an, um 1815 als Premier-Leutnant (heute Oberleutnant) in das 2. Westfälische Landwehr-Regiment einzutreten. Für seine Tapferkeit bei Ligny wurde er zum Hauptmann befördert. In die Heimat zurückgekehrt, bekam er zunächst eine Anstellung als Regierungssekretär und 1825 kam er als Kreiseinnehmer nach Herford. Sein Bruder Friedrich Carl Philipp Lucas Eberhard Backmeister war der erste, der sich 1813 in das berittene Jäger-Detachement aus Minden-Ravensberg einschreiben ließ. Er stieg schnell zum Oberjäger (Unteroffizier) auf und wurde später zum Offizier gewählt.

Unten den Auswärtigen in der Minden-Ravensberger Landwehr ist Leutnant Luther aus Schönebeck an der Elbe besonders hervorzuheben. J. H. August Luther (1790–1844) stammte von Jacob Luther (1490–1571) ab, dem Bruder des Reformators Martin Luther (1483–1546). Er hatte 1813 in Berlin das juristische Examen abgelegt, trat dann aber in das 3. Ostpreu-

ßische Infanterie-Regiment ein. Als Premier-Leutnant der westfälischen Landwehr verlor er in der Schlacht bei Ligny den rechten Arm. Er wurde mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet und bekam eine Stelle als Salzfaktor im schlesischen Schweidnitz.

Johann Heinrich Wilhelm Kelle wurde 1793 in Dützen bei Minden geboren. Er zeichnete sich als Unteroffizier bei der Erstürmung Issys durch Mut und Ausdauer aus. Er kam dafür auf die Warteliste für ein Eisernes Kreuz, welches er 1833 auf dem Erbweg erhielt. Am 1. Januar 1865 wurden auf königlichen Beschluss Zinserträge aus der Stiftung für unbemittelte Inhaber des Eisernen Kreuzes verteilt. Unter 27 bedachten Ordensinhabern war Kelle der einzige Westfale.

Gottlob Ginzberg oder Ginsberg aus Lübbecke war einer der wenigen Juden im 2. Westfälischen Landwehr-Regiment. Den Angehörigen des mosaischen Glaubens war prinzipiell der Eintritt in die preußische Armee untersagt, in den Befreiungskriegen wurden jedoch viele als Freiwillige angenommen. Eine militärische Karriere blieb ihnen jedoch in den meisten Fällen verbaut.

Franz Theodor Stoy wurde 1791 in Minden als Sohn eines Kaufmanns geboren. Stoy war 1814 Konrektor, als er sich bei den freiwilligen Jägern meldete. Er wurde zum Sekonde-Leutnant befördert. Danach lebte er als Pfarrer in Dornberg.

Heinrich Friedrich Zetzener, 1792 in Minden als Sohn eines Handschuhmachers geboren, gehörte zu den ersten, die sich 1813 selbst ausrüsteten und den freiwilligen Jägern anschlossen. Er wurde im November 1814 nach siebenmonatiger Dienstzeit zunächst als Oberjäger verabschiedet. Im zweiten Feldzug beförderte man Zetzener 1815 zum Feldwebel. Damit stand ihm der Einstieg in den Behördendienst offen, und er brachte es zum Regierungssekretär in Minden.

Andenken an die Opfer

Auf Anweisung des preußischen Königs wurden 1816 landesweit in den Heimatkirchen Gedächtnistafeln für die im Jahr zuvor Gefallenen angebracht. Dabei spielten Herkunft und Rang keine Rolle; die Auflistung der Namen richtete sich rein nach dem Alphabet.

Die Gesamtzahl der im Einzugsbereich des 2. Westfälischen Landwehr-Regiments geschaffenen Gedenktafeln ist nicht bekannt. Im Kreis Minden-Lübbecke sind allerdings noch zahlreiche Exemplare vorhanden, von denen hier nur drei vorgestellt werden können, um die Bandbreite der Gestaltung aufzuzeigen.

In Minden ist unter anderem in der Sankt-Marien-Kirche eine solche Tafel angebracht. Darauf steht als erster Name Gustav Theodor Brunswick, der 1797 geborene Sohn des aus Hamburg stammenden Kaufmanns Johann Anton Brunswick (1756–1825). Er war Sekonde-Leutnant und starb am 18. Juli 1815 an den am 2. Juli bei Issy erlittenen Wunden in einem Lazarett in Paris. Ihn findet man ebenfalls auf der Gedenktafel in der Sankt-Martini-Kirche.

Bei dem zweiten Gefallenen, Friedrich Wilhelm Schütte, könnte es sich



Abb. 1: Gedenktafel in der Sankt-Marien-Kirche in Minden.

um den 1795 in Sankt Marien getauften Sohn von Johann Philipp Schütte und Marie Christine Kruse gehandelt haben. Johann Heinrich Rohlfing stammte aus Kutenhausen bei Petershagen. Schütte und Rohlfing wurden Opfer des ersten Angriffs der Franzosen am 15. Juni 1815. (Abbildung 1)

In der Sankt-Dionysius-Kirche in Preußisch Oldendorf existieren noch die Reste eines ehemals aus drei Elementen aufgebauten Gedenktafel-Ensembles. Ungewöhnlich ist dabei das ausgeprägte Querformat. Das obere, fehlende Teil trug sicher einen Text in der Art „Aus diesem Kirchspiel starben...“. Die beiden erhaltenen Teile sind mit den Daten von sieben Gefallenen beschriftet.

An erster Stelle findet man den Hauptmann (damals Kapitän genannt) Helle. Friedrich Ludwig Adolph August Helle wurde 1779 in Levern geboren. Er hatte 1815 gerade in Oldendorf das Amt des Landrichters übernommen, als man ihn zum Offizier der Landwehr wählte. Er starb am 16. Juni 1815. Seinen Namen findet man auch auf den erhaltenen Gedenktafeln in Levern und in Dielingen, und er stand auf dem verschollenen Exemplar in Bünde. Der Name des zweiten Gefallenen, Ernst Heinrich

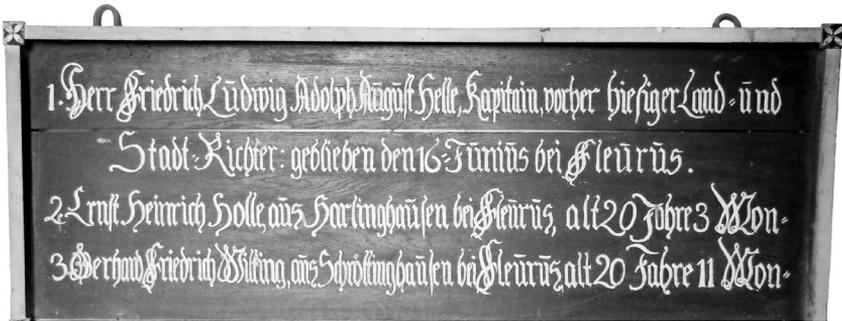


Abb. 2: Gedenktafel in der Sankt-Dionysius-Kirche in Preußisch Oldendorf (Mittelteil, Oberteil verschollen).

Holle, geboren 1796 in Harlinghausen, ist zwar nicht in der amtlichen Liste der Landwehropfer aufgeführt, er wird jedoch im Kirchenbuch unter den gebliebenen Landwehrmännern mit dem Sterbedatum 16. Juni 1815 genannt. Bei dem dritten Eintrag handelte sich um Gerhard Friedrich Wilking, den 1794 geborenen Sohn von Christopher Henrich Wilking und Maria Agnese Volbert. Er starb am 16. Juni 1815 durch einen Kopfschuss. Christian Friedrich Schnelle wurde ebenfalls 1796 in Harlinghausen geboren. Am 2. Juli 1815 setzte ein Schuss in den Hals seinem Leben ein Ende. Johann Christian Adolph Kröger, Jahrgang 1794, erscheint in der Liste irrtümlich als „Adam“ Kröger aus Oldendorf. Der Landwehrmann Friedrich Wilhelm Eikhoff wurde 1793 in Getmold geboren. Abweichend von dem Text auf der Gedenktafel findet man im Kirchenbuch den Vermerk, er wäre in der Schlacht bei Fleurus durch eine „Kartätschenkugel“ (Hohlladung, gefüllt mit Gewehrkugeln oder gehacktem Blei) gestorben. Der in einem Hospital in Namur am 22. Dezember 1815 verstorbene Friedrich Wilhelm Nierhaus kam 1795 zur Welt. (Abbildungen 2 und 3)



Abb. 3: Gedenktafel in der Sankt-Dionysius-Kirche in Preußisch Oldendorf (Unterteil).

Abb. 4: Gedenktafel in der Laurentius-Kapelle in Nammen.



Die Laurentius-Kapelle in Nammen bei Porta Westfalica beherbergt ebenfalls eine außergewöhnliche Gedenktafel. Sie ist Ernst Friedrich Wilhelm Ahldag gewidmet, gefallen als Musketier in der ersten Kompanie des 26. Preußischen Infanterie-Regiments. Er wurde 1793 als jüngster Sohn des Ernst Friedrich Ahldag und der Anne Marie Rinne geboren. Im unteren Bereich der Tafel sind noch die Kriegsdenkmünzen von vier Veteranen im Original vorhanden. (Abbildung 4)

Schlusswort

Der Autor dieses Beitrags hat 2015 ein erstes Buch über das Regiment aus der ehemaligen Grafschaft Mark und den umliegenden Gebieten veröffentlicht.¹⁰ 2016 folgte ein zweiter Band über das Minden-Ravensberger Landwehr-Regiment.¹¹

In beiden Werken sind neben den historischen Ereignissen im Besonderen die Schicksale zahlreicher Beteiligter dokumentiert, von den Kommandeuren bis hin zu den gemeinen Landwehrmännern. Einige erlangten auch überregional Bekanntheit, andere verschwanden im Dunkel der Geschichte.

Zum Teil konnten dafür als Primärquellen Aufzeichnungen und Briefe der Kriegsteilnehmer herangezogen werden. In einigen Archiven sind zudem noch umfangreiche Dokumente zur Aufstellung der Landwehr vor zwei Jahrhunderten verfügbar.

Anmerkungen

- 1 Eduard Lange: Geschichte der Preußischen Landwehr seit Entstehung derselben bis zum Jahre 1856, Berlin 1857.
- 2 Geschichte der Organisation der Landwehr, 1. In dem Militair-Gouvernement zwischen Elbe und Weser, 2. In dem Militair-Gouvernement zwischen Weser und Rhein im Jahre 1813 und 1814. Beiheft zum Militair-Wochenblatt für das 3te Quartal 1857. Redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabes, Berlin 1857.
- 3 Martin Krieg: Die freiwilligen Jäger aus Minden-Ravensberg im Jahre 1814/15, Mindener Heimatblätter, Minden 1938.
- 4 Volontairs aus den Jahren 1813, 1814, 1815, welche – 50 Jahre nach der glorreichen Erhebung Preußens – (ihrer schriftlichen Anzeige zufolge) am 15. Dezember 1862 noch am Leben waren, Comité des Aeltesten Berliner Vereins der Freiwilligen Jäger aus den Jahren 1813, 1814, 1815, Berlin 1863.
- 5 Otto Weddigen: Westfalens Anteil an den Befreiungskriegen – Ein Erinnerungsblatt zur Säkularfeier 1913–1915, Leipzig 1912.
- 6 Patriotismus im Kriege – Ein Gedenkblatt Westphälischer Treue und Tapferkeit mit besonderer Rücksicht auf die Thaten des 2. Westphälischen (jetzt 15.) Landwehr-Regiments, Minden 1854.
- 7 Julius von Pflugk-Harttung: Das 1. Preußische Korps bei Belle-Alliance, in: Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine, 1905.
- 8 Ernst Müller: Westfalens Opfer in den Befreiungskriegen 1813–1815, Münster 1913.
- 9 Martin Krieg: Vom Minden-Ravensbergischen Jäger-Detachement (1813/15) – Dienstzeugnisse als Beitrag zur Familiengeschichte, Mindener Heimatblätter, Minden 1941.
- 10 Dirk Ziesing: Mit Gott für König und Vaterland – Geschichte des 1. Westfälischen Landwehr-Regiments 1813–1815, Münster 2015.
- 11 Dirk Ziesing: Das Minden-Ravensberger Landwehr-Infanterie-Regiment (2. Westfälisches) in den Befreiungskriegen 1813–1815, Münster 2016.

Der Mindener Frauenturnverein von 1897 – ein vergessener Verein

Die Gründung des Vereins durch Bertha Bleek

Der Mindener Frauen-Turnverein (MFT) wurde am 10. Februar 1897 gegründet.¹ Initiatorin war Bertha Bleek, die Tochter des Mindener Oberbürgermeisters Theodor Bleek,² die Turnen und Handarbeiten an der Höheren Töchterschule unterrichtete. Zu dieser Zeit gab es in der Stadt die beiden Turnvereine MTV 1860 Minden und TV Jahn Minden von 1892, die jedoch beide nur männliche Mitglieder hatten. Der MTV richtete erstmals im März 1899 eine Turnerinnengruppe mit 32 Frauen ein, die noch 1901 nur als „zusätzlich“ neben den männlichen Mitgliedern genannt wird. Seit April 1899 bestand auch eine Gruppe beim TV Jahn Minden, die Fräulein Hattenhauer leitete. Ob es in der 1900 gegründeten Mindener Turngemeinde ebenfalls eine Frauengruppe gab, ist offen. Damit existierte seit 1897 in Minden über 40 Jahre lang einer der ältesten Turnvereine in Deutschland mit ausschließlich weiblichen Mitgliedern.

Die Anfänge turnerischer Erziehung für Mädchen gehen auf die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Körperliche Ertüchtigung für Frauen wurde erstmals in der Revolution von 1848/49 gefordert, aber nur in wenigen Städten wie in Frankfurt am Main auch tatsächlich verwirklicht. Hier schlossen sich 1848 elf Frauen zu einem Verein zusammen, der neben dem Turnen auch der Nationalerziehung dienen sollte. Aber nach wenigen Jahren war es mit diesen zaghaften Ansätzen zunächst vorbei und neue Versuche, das Frauenturnen in den 1860er-Jahren zu etablieren, schlugen zunächst fehl. Die Frauenbewegung erhielt dagegen durch die erste große Frauenkonferenz von Leipzig 1865 einen Schub, die zur Keimzelle einer sich rasch ausbreitenden Vereinslandschaft für Frauen in Deutschland werden sollte.³

Auch im Kaiserreich wandelte sich das herrschende Frauenbild nur langsam. Erst 1898/99 erhielten Frauen die Zulassung zu den Universitäten. Motor des Frauenturnens wurde in dieser Zeit das Turnen für Mädchen in den höheren Schulen, wo es inzwischen Pflichtfach war. Aber Ziele und Inhalte orientierten sich weiterhin am traditionellen Rollenverständnis. Unter Turnen verstand man zunächst jede körperliche Aktivität. Die schwedische Gymnastik von Adolf Spieß hatte sich zwar international bereits etabliert, fand aber im Land des Turnvaters Jahn kaum Beachtung.

Besonders die konservative deutsche Turnerschaft lehnte das Frauenturnen noch weitgehend ab. Zwar durfte 1893 beim Deutschen Turnfest in Breslau zum ersten Mal eine Frauengruppe des dortigen Turnvereins mit Hantelübungen auftreten, aber die Turner lehnten diese Vorführung überwiegend ab. 1895 schrieb der Leipziger Turnlehrer Ludwig Schützer daher in der „Deutschen Turnzeitung“, dem wichtigsten Organ der



*Bertha Bleek
(1866–1919),
Begründerin,
aktive Turnerin,
Übungsleiterin
und langjährige
Vorsitzende des
Mindener Frau-
enturnvereins.*

*Foto:
Festschrift 1927*

Turnerschaft: „Ich sehe es kommen, dass sich überall dort, wo die Frauen seitens der Männerturnvereine nicht das nötige Entgegenkommen finden, selbständige Fraueturnvereine gründen werden.“⁴ Inzwischen befürworteten führende Pädagogen nachdrücklich die körperliche Erziehung für Mädchen und Frauen. Schützler veröffentlichte ebenfalls 1895 das Buch „Die Turnerin“, das schnell weite Verbreitung erfuhr.⁵ Aber die Deutsche Turnerschaft tat sich als Verband weiterhin schwer mit dem ungeliebten Kind des Fraueturnens. Zwar traten 1898 beim Turnfest in Hamburg schon 1000 Turnerinnen auf, aber es kam wegen der Vorführungsart erneut zu einem Eklat. Erst später setzte sich im Turnverband die Erkenntnis durch, dem Fraueturnen auch in der Deutschen Turnerschaft eine Heimat zu geben.

In Minden war es dafür aber bereits zu spät. Bertha Bleek erkannte als ausgebildete Turnlehrerin wohl als Erste die Bedeutung körperlicher

Ertüchtigung für das weibliche Geschlecht, obwohl sie nicht die erste und einzige Turnlehrerin an den Mindener Schulen war. Ihr war aber klar, dass ein Turnverein nur ins Leben gerufen werden konnte, wenn auch Schülerinnen und deren Mütter für diese neue Idee begeistert werden konnten. So wandte sie sich an ihre Kolleginnen und fand bei ihnen volle Unterstützung. Es war eine revolutionäre Idee, in einer Zeit als die Frauenbewegung noch in den Kinderschuhen steckte. Viele Vorurteile waren fest in den Köpfen der männlichen Gesellschaft verankert: Turnen sei für den weiblichen Körper ungesund und Turnerinnen seien Vorkämpferinnen der gefährlichen Emanzipation. Oder: bei der häuslichen Arbeit und in der Kindererziehung habe die Frau genügend körperliche Betätigung. Turnstunden für Frauen als neue Art der Zusammenkunft verstoße gegen die Gesetze der Sittlichkeit und gefährde das Schamgefühl jeder ordentlichen Frau.⁶ Aber diese Ansichten waren zur Jahrhundertwende in den Köpfen der Mindener doch nicht mehr so verbreitet, wie es vielleicht zu erwarten gewesen wäre. Denn die nie erlahmende Tatkraft von Bertha Bleek und ihren Kolleginnen hatte mit der Gründung des Frauen-Turnvereins bald den erhofften Erfolg. Dabei spielten sicherlich ihre Herkunft aus dem großbürgerlich-liberalen Milieu und die damit verbundene gesellschaftliche Stellung eine wichtige Rolle. Nicht zu vergessen, das Ansehen, das Lehrer und Lehrerinnen der höheren Schulen in der wilhelminischen Gesellschaft Mindens besaßen.

Wie lange die Vorarbeiten zur Gründung des Frauen-Turnvereins in Minden dauerten, ist nicht überliefert. Aber am Ende des ersten Jahres hatte der Verein bereits 39 Mitglieder, wovon zehn als Frau, die anderen als Fräulein titulierte wurden. Über ihr Alter ist nichts überliefert. Unter den Namen sind auch einige, die damals in Minden allgemein bekannt waren, wie z. B. Hattenhauer, Rocholl oder von Lüpke.

Förderlich für die Gründungsgedanken war sicherlich auch die am 5. Januar 1895 erbaute Höhere Töchterschule an der Brüningstraße. Sie lag bemerkenswerterweise an der Außenseite des umgebauten Festungsgürtels, dem heutigen Glacis. Sie erfüllte damit die Vorgaben des preußischen Kultusministeriums für eine Verbesserung der Erziehung der Mädchen vor allem des gehobenen Bildungsbürgertums. Da hierfür vor allem gut ausgebildete Lehrerinnen benötigt wurden, war das Gebäude so geplant und gebaut, dass auch ein Lehrerinnenseminar darin eingerichtet werden konnte. Es sah eine dreijährige Ausbildung vor, und die Turnvereine hatten in diesen Seminaristinnen sicherlich auch ein Reservoir für ihre Übungsleiterinnen. In den Chroniken der Turnvereine tauchen z.T. die selben Namen auf.

Geturnt wurde zunächst noch in der Turnhalle der sonst getrennten Mittelschulen für Jungen und Mädchen in der oberen Altstadt. Von Anfang an wurde Wert auf eine einheitliche Kleidung gelegt. Der Rock war dreiviertel lang, die Bluse hatte einen hohen Kragen und lange Ärmel. Das Tragen eines Korsetts darunter war grundsätzlich verboten. Zunächst war die Turnkleidung grau und mit roter Litze verziert, später etwas farbiger, nämlich blau mit weißer Litze. Die Leitung der Übungsabende lag

abwechselnd bei den Turnlehrerinnen der Mindener Schulen, die auch im Wesentlichen den ersten Vorstand bildeten: 1. Vorsitzende Fräulein Bleek, 2. Vorsitzende Fräulein Höpfner, Kassenführerinnen Fräulein Eisenberg, Fräulein Antze, Schriftführerin Fräulein Rapmund und Beisitzerinnen Fräulein Bielke, Fräulein Bock und Fräulein Schneider.

Der Verein gab sich eine Satzung, in der in Paragraf 1 festgeschrieben wurde: „Der Mindener Frauen-Turnverein will seinen Mitgliedern Gelegenheit zu gesundheitsmäßiger, körperlicher Ausbildung geben, das Interesse für das weibliche Turnen heben und andere, diesem Gebiete naheliegende Angelegenheiten fördern.“⁷ Paragraf 2 ergänzt dazu, dass der Verein diese Ziele erreichen wolle durch 1. regelmäßige Übungs- und Spielstunden, 2. Turnfahrten und gesellige Vereinigungen und 3. das Halten einschlägiger Zeitschriften und Bücher.⁸ Der Punkt 3 war völlig neu und ungewöhnlich, denn bei den anderen Turnvereinen war so etwas nie in einer Satzung aufgetaucht. Er ist wohl durch Beruf und Herkunft der Gründerinnen zu erklären. Die Mitgliedschaft war obligatorisch mit der Teilnahme an den wöchentlichen Übungsstunden verbunden, denn Paragraf 9 regelte die heute noch oft üblichen Verfehlungen: „Zehn Pfennig Strafe für unentschuldigtes Fehlen, fünf Pfennig für Zuspätkommen. Diese Strafe galt auch für „Sprechen während der Erteilung von Kommandos.“⁹

Am 5. Januar 1895 wurde der Neubau der Höheren Töchterschule (Lyzeum) an der Brüningstraße 2 am nach der Entfestigung entstandenen Glacisgürtel rund um Minden eingeweiht. Das Lyzeum brachte auch eine deutliche Verbesserung der gesamten Mädchenbildung.

Im Herbst 1899 verlegte der Verein die Übungsstunden in die Turnhalle dieser neuen Schule an der Westseite des Marienglacis. Nach der 1899 erfolgten Einrichtung des Lehrerinnenseminars förderte dieses auch die Übernahme mancher Übungsleiterin in den Verein.

Im Oktober wurde im Lyzeum die erste Mitgliederversammlung abgehalten, denn der Verein wuchs ständig und zählte jetzt über 60 Mitglieder. In dieser „Generalversammlung“ wurden nicht nur vereinsinterne Punkte besprochen, sondern auch eine Petition an den Mindener Magistrat verabschiedet, in der die Errichtung eines Schwimmbades angeregt wurde. Aber obwohl sie im nächsten Jahr wiederholt wurde, war ihr noch kein Erfolg beschieden. Neben den Übungsstunden nahmen vom Frühjahr bis in den Herbst Tagesausflüge und mehrtägige Wanderungen nach Paragraf 2 Punkt 2 viel Zeit in Anspruch. Im Winter traten Feste und Feiern an ihre Stelle. In der Festschrift zum 30-jährigen Jubiläum wird dazu festgehalten: „Ich glaube wohl behaupten zu dürfen, dass wenige Vereine so zu feiern verstehen wie der Frauenturnverein unter Frl. Bleeks Leitung.“¹⁰

Das zeigte sich beim ersten Kostümfest am 10. Januar 1900 in der „Harmonie“. Das Besondere hieran war, dass hier keine Männer zugelassen waren und man sich Anregungen von den Festen der Künstlerinnen vor allem in Berlin holte. „Und war es auch ein Ball nur für Damen, so fehlte es weder an Militär, noch an Studenten, ja sogar hohe Staatswürdenträger sah man zu übermütigen Clowns sich herablassen.“¹¹ Der Reinerlös

aller Veranstaltungen war immer für wohltätige Zwecke in Minden bestimmt, und nach dem Kostümfest erhielt der Kinderhort am Königswall 100 Goldmark als Spende.

Am 3. März 1902 wurde die 1899 gebaute, mit 25 x 12,5 Metern relativ kleine neue städtische Turnhalle an der Immanuelstraße auf der innerstädtischen Seite des Marienglacis mit einem feierlichen Umzug von der Schulturnhalle des Lyzeums durch die Grünanlagen vom Verein belegt. Nebenan entstand eine „Städtische Bade- und Reinigungsanstalt“ mit Wannenbädern, die nach der Erweiterung von 1902 von vielen Familien der Altstadt vor allem an den Wochenenden zur Körperpflege genutzt wurde und erst 1971 ihre Pforte schloss. Schon am 25. Januar 1903 fand in dieser Turnhalle das erste öffentliche Schauturnen statt. Der Fußboden aus „Lohe“, einer Mischung aus Sand, Sägemehl und Salz, war damals etwas ganz Besonderes. Die Halle, die noch 1968 einen Anbau mit Umkleieräumen und Duschen erhielt, war dann jahrzehntelang bis zum Abriss 1979 für die Mindener Turner und Turnerinnen ein festes, aber vor allem später – eben wegen dieses Bodens – nicht immer beliebtes Zentrum ihrer Tätigkeit. Die kunstvoll gestaltete Eingangstür blieb erhalten und bildet heute den Eingang in die Stadtbücherei und Volkshochschule am Königswall. Durch diese Halle, die nicht direkt zu einer Schule gehörte, konnte das Angebot des Vereins erweitert werden, obwohl die drei anderen Turnvereine Hallenzeiten beanspruchten. Herr Rathert, Lehrer an der Bessel-Oberrealschule, leitete als erster Mann eine „Geräteturnstunde für geübte Damen“.

Auch eine Gruppe für „ungeübte Damen“ konnte aufgebaut werden. Die Mitglieder dieser bald „Altersriege“ genannten Abteilung waren durch besondere freundschaftliche Bande verknüpft, die erst im Ersten Weltkrieg zerbrachen. Die Mitgliederzahl des Vereins wuchs auf über 100 und so war 1905 die Anschaffung eines Klaviers zur Begleitung in den Gymnastikstunden dringend geboten. Im gleichen Jahr wurden die ausscheidenden Gründungs- und Vorstandsmitglieder Fräulein Eisenberg und Fräulein Rapmund die beiden ersten Ehrenmitglieder des Vereins.¹² Auf dem 43. Stiftungsfest des Männerturnvereins am 13. Oktober 1903 wurde unter den Gästen auch der Frauenturnverein im Zeitungsbericht genannt.

Im Sommer wurden von der Vorsitzenden nun auch Spiel- und Sportnachmittage angeboten, auf denen „die heute so beliebten Wettspiele wie Fußball, Faustball, Grenzball, Schlagball, Korbball und Tamburin u. a. betrieben wurden.“¹³ Tennis auf einem eigenen Platz gehörte schon seit einigen Jahren zum Angebot, was für einen Turnverein in dieser Zeit etwas sehr Ungewöhnliches war, aber wohl der großbürgerlichen Herkunft der Mitglieder geschuldet war. Auch die Volkstänze wurden auf der grünen Wiese gepflegt. Das am weitesten in die Zukunft weisende Projekt war jedoch der Erwerb eines eigenen Spiel- und Sportplatzes im Rosental durch Trockenlegung eines Quellteiches und anschließender Einebnung. Am 15. April 1906 wurde dafür ein Pachtvertrag abgeschlossen, der dem Verein nicht nur einen „Platz, wie man ihn sich schöner und idyllischer

nicht denken konnte“, einbrachte, sondern auch 1700 Goldmark Schulden.¹⁴ So wurde im Februar 1907 ein großes Kostümfest im Saal des Rosentals veranstaltet, das dann Geld für neue Spielgeräte einbrachte. Im Sommer wurden in diesen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg regelmäßig die „Rosenfeste“ zu einem gesellschaftlichen Ereignis. Sie begannen am Nachmittag und wurden die ganze Nacht „durch den lieblichen Gesang der Nachtigallen unterbrochen.“¹⁵

An der preußischen Landesturnschule in Spandau war in diesen Jahren Herr Turner aus Petershagen als Oberlehrer tätig. Wenn er seine Heimatstadt besuchte, war er regelmäßiger und gern gesehener Gast-Vorturner im Frauenturnverein. In einem Brief schreibt er, dass Minden stolz sein könne auf einen solchen Verein, „der auch ganz gewiß einen Fortschritt im sozialen Leben der Stadt bedeutet.“¹⁶

Am 22. Februar 1908 wurde im Rosental das zehnjährige Bestehen in großem Rahmen gefeiert. Der Verein sei inzwischen, so das Mindener Kreisblatt vom 24. Februar 1908, auf 283 Turnerinnen angewachsen. Diese Zahl wird durch die Festschrift von 1927 bestätigt, wo alle damaligen Mitglieder mit Namen belegt sind. Ein ausführlicher Vorbericht in der Tageszeitung am 12. Februar weist darauf hin, dass weibliche Gäste herzlich willkommen sind.

Zur Feier waren nur Frauen zugelassen, was auch völlig ungewöhnlich war. Die Turnerinnen zeigten unter der Leitung von Fräulein Bleek einen niederländischen Holzschuhtanz und den Tanz „Wirbelnde Blätter“. Lebendig gestaltete Szenen zeigten Bilder der Mindener Geschichte, wie einen Auftritt von Wittekind oder des Großen Kurfürsten. Ein begeisterter Bericht des Mitglieds Henriette Morich erscheint wenige Tage später. Er endet mit den Versen: „Nun denn – Gut Heil! Und mit uns sei die Jugend, sei alle edle deutsche Frauentugend. Vor uns ein hohes Ziel und Siegerkranz. In uns getrosten Mut und Lust zu Sang und Tanz und heitren Sinn, als köstlichen Gewinn der Geist des freien Turnvereins.“¹⁷ Die Veranstaltung brachte 1200 Goldmark ein, damals eine gewaltige Summe, die zur Erweiterung des Sportplatzes verwendet und für wohltätige Zwecke gespendet wurde.

Am 4. März kündigte eine Anzeige in der Zeitung eine „Wohltätigkeitsveranstaltung zum Besten des Mindener Kinderhortes“ an, die – unter Mitwirkung des Männergesangvereins und der Kapelle des Mindener Infanterieregimentes 15 – vom Frauenturnverein ausgerichtet wurde.

Aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums des Männerturnvereins von 1860 wurde 1910 von den drei damals bestehenden Mindener Turnvereinen mit Turnerinnen als Mitglieder eine Jahn-Gedenkstätte im Glacis an der Marienstraße errichtet. Auf dem noch existierenden Denkmal sind als Stifter der MTV von 1860, der TV Jahn von 1892 und die Turngemeinde von 1900 eingemeißelt. Bei der Bedeutung des Frauenturnvereins für Minden in dieser Zeit, z. B. deutlich größer als die TGM, wundert es sehr, dass dieser weder bei der Gestaltung noch bei den Berichten über die Einweihungsfeierlichkeiten erwähnt wird. Da auch in der Festschrift hierauf mit keinem Wort eingegangen wird, ist davon auszugehen, dass der FTV

hieran nicht beteiligt war. Es gab um diese Zeit zwar in allen drei Vereinen eine Turnerinnenabteilung, aber dem Jahnschen Gedankengut nach war Turnen wohl eigentlich immer noch reine Männersache. Das zeigt sich auch daran, dass der Frauenturnverein in der gesamten Geschichte des in der Region sehr beliebten Wittekind-Bergfestes, das in seiner Blütezeit auch ein gesellschaftliches Ereignis für die Mindener war, nicht einmal teilgenommen hat, obwohl die drei anderen Vereine teilweise in Scharen mit eigens eingesetzten Straßenbahnen dorthin strömten.

1906 wurden im Übungsbetrieb die Röcke durch die schwedischen Turnhosen ersetzt und halsfreie Blusen vorgeschrieben, aber erst im Winter 1908 wagte man sich bei einem Schauturnen damit an die Öffentlichkeit. 1911 leistete es sich der Verein, drei Teilnehmerinnen in deren Ferien zu einem Fortbildungskurs nach Altona zu schicken, um anschließend die Übungsabende mit modernen Übungselementen bereichern zu können. So wuchs der Verein weiter und am 15. Februar 1913 wurde im neu erbauten Stadttheater das 15. Stiftungsfest festlich begangen. Die Vorführungen fanden so großen Anklang, dass sie am Sonntag darauf noch einmal zu halben Preisen als „Volksvorstellung“ wiederholt wurden. Der gesamte Überschuss floss wohltätigen Zwecken der Stadt zu, z. B. 500 Goldmark für die neu zu gründende Kinderkrippe. Danach musste Bertha Bleek aus gesundheitlichen Gründen ihre Tätigkeit an der Schule aufgeben, was sich unmittelbar auf die Vereinsführung auswirkte. Nach einer Kur kehrte sie im Juni 1914 noch einmal zurück und leitete das letzte Mal eine Festvorstellung in der Naturbühne im Glacis an der Königstraße „auf der das neueste, was es damals auf turnerischem Gebiet gab“, gezeigt wurde: „Harmonische Gymnastik“!¹⁸ Die folgende Mitgliederversammlung war dann die letzte unter ihrer Leitung. Obwohl sie in die Schweiz übersiedelte, behielt sie zunächst weiterhin den Vorsitz des Vereins, beauftragte aber Fräulein Stremmel mit der Wahrnehmung der Geschäfte. Die unermüdliche Vorkämpferin für die Gesundheitserziehung der Frauen und Gründerin des Frauenturnvereins verstarb am 10. September 1919 in Zürich.

Auf Verbandsebene erlebte das Frauenturnen beim Deutschen Turnfest 1913 in Leipzig seinen endgültigen und längst überfälligen Durchbruch. Die Gymnastik der Frauen – zum ersten Mal in Pumphosen und nicht mehr in Röcken – erhielt ihren Platz nach den Massenfreiübungen der Männer, die zu dieser Zeit der absolute Höhepunkt jedes Turnfestes waren. Sie war zwar ein voller Erfolg, was aber trotzdem nicht verhinderte, dass noch erbittert über die „richtige Form“ des Frauenturnens gestritten wurde. Der Gruppe der Befürworter eines modifizierten Geräteturnens der Männer, des „kernigen Turnens“, standen die Freunde „eines weichen, gefühlsbetonten Turnens“ – der heutigen Gymnastik – gegenüber. Beide Gruppen gibt es seitdem bis heute im Deutschen Turnerbund, nun aber als jeweilige Vertreter einer eigenen Ausprägung im Wettkampfwesen bis hin zu Olympischen Spielen. Im allgemeinen Turnen der Mädchen und Frauen hat sich die Gymnastik im weitesten Sinn mit immer neuen Ausprägungen (z. B. Aerobic, Pilates, Zumba) durchgesetzt.

Der Verein unter der Leitung von Grete Stremmel

Die Nachfolgerin Bertha Bleeks seit 1914 war Grete Stremmel, die Tochter eines Mindener Fabrikanten. Sie trat 1898 in den Verein ein und gehörte schon ein Jahr später als Beisitzerin dem Vorstand an, in dem sie vor allem für Festveranstaltungen verantwortlich war. Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg übernahm sie einen Verein mit 160 Mitgliedern, der einen eigenen Sport- und Tennisplatz und eine gut gefüllte Kasse besaß. Die Freiübungen leiteten nun die Turnlehrerinnen Frau Kergel und Fräulein Lucks, das Geräteturnen lag in den Händen der Mitglieder Fräulein Rockel und Fräulein Wagener. Doch der Weltkrieg wirkte sich auch auf den Frauenturnverein aus. Die Zahl der aktiven Turnerinnen nahm stark ab, da die meisten Frauen sich nun „vaterländischen Pflichten“ widmeten. Die städtische Turnhalle wurde vom Militär in Anspruch genommen. Wohltätigkeitsveranstaltungen für die verwundeten Soldaten in den verschiedenen Lazaretten wurden durchgeführt. Die Arbeit in den Übungsstunden wurde immer schwieriger, da die Spiel- und Sportplätze beschlagnahmt wurden, um „später mit Kartoffeln und Gemüse bepflanzt zu werden, denn die Lebensmittelknappheit zwang zur Ausnutzung auch des kleinsten Stückchen Bodens.“¹⁹ Im Winter 1915 konnte zum letzten Mal eine erfolgreiche Festveranstaltung für verwundete Soldaten und ihre Angehörigen im Rosental durchgeführt werden. Nur durch den unermüdlichen Einsatz von Grete Stremmel und Fräulein Lucks konnte der Turnbetrieb aufrecht und der Verein am Leben erhalten werden.

Nach dem Kriegsende machte sich schnell neuer Optimismus breit. Im Oktober 1919 wurde endlich die städtische Turnhalle wieder freigegeben, doch musste auf die Wiederaufnahme der Altersriege verzichtet werden. Sie konnte erst 1925 durch Fräulein Hattenhauer und Fräulein Kergel wieder aufgebaut werden. 1921 mussten der Sport- und der Tennisplatz im Rosental endgültig abgegeben werden. Die Entschädigung wurde durch die Inflation aufgezehrt.

Die Zahl der Turnerinnen stieg stetig, wobei vor allem die Zunahme der verheirateten Frauen bemerkenswert war. Anfang der zwanziger Jahre hatte der Verein 190 Mitglieder und die städtische Turnhalle war am einzig zur Verfügung stehenden Übungsabend immer überbelegt.

Der Verein trat 1922 dem neu gegründeten „Mindener Zweckverband für Leibesübungen“ bei und wurde dort durch Fräulein Reischauer vertreten. Dem Mindener Verein für Jugendpflege schloss man sich ebenfalls an.

Am 8. März 1922 wurde erstmals wieder ein kleines Fest in der „Harmonie“ gefeiert, das der Auftakt zum 25-jährigen Jubiläum im nächsten Jahr sein sollte. Dieses wurde dann jedoch wegen der schwierigen politischen und wirtschaftlichen Lage in Deutschland verschoben. Erst am 16. Februar 1924 ersetzte ein erfolgreich verlaufener Kostümball das Jubiläumsfest. Die Vereinsbeiträge schnellten in der Inflation von 5 Mark drastisch nach oben und richteten sich zum Schluss nach dem Tagespreis der Margarine.²⁰ 1922 legten die Mitbegründerinnen, die amtierende Kassenführerin Fräulein Antze und die Schriftführerin Fräulein Schneider, aus gesund-



Grete Stremmel (1876–1944), Mindener Fabrikantentochter und Freundin von Bertha Bleek, führte den Verein nach dem krankheitsbedingten Ausscheiden der Gründerin ab 1914.

*Foto:
Festschrift 1927*

heitlichen Gründen ihre Posten nieder und wurden zu Ehrenmitgliedern gewählt.

Ein großer Verlust war die Versetzung von Fräulein Lucks an eine Bielefelder Schule. Doch ihre Nachfolgerin im Schulamt, Fräulein Löbinger, trat sogleich dem Verein bei und wurde schon bald als Übungsleiterin eingesetzt, wo sie die Frauen vor allem mit der populären „Ausdrucksgymnastik nach Bode“ begeisterte. Sie wurde 1925 und 1927 vom Verein zu Fortbildungskursen dieser Gymnastikschule entsandt.

Nachdem man 1926 eine neue Hallenzeit erkämpft hatte, wurde aus der Altersriege die „Nachmittagsriege“, die sich zunehmender Beliebtheit erfreute. Nach Aufhebung eines zeitweiligen Aufnahmestopps führte die technische Lehrerin am Lyzeum, Fräulein Hennings, junge Mädchen in Gymnastik und Geräteturnen ein. Ein Jahr später nahm der Verein die Spielnachmittage wieder auf, jetzt allerdings auf dem städtischen Sport-

platz am Schweinebruch und nicht mehr auf eigenem Gelände im Rosental. Für karitative Zwecke spendete der Verein in diesen Jahren mehrfach an soziale Einrichtungen der Stadt. Wohl auch deswegen konnte der Verein 1926 auf Bitten der Verwaltung Frau Laag in das Jugendamt der Stadt entsenden. Im Jubiläumsjahr 1927 gehörten dem Mindener Frauenturnverein 283 Mitglieder an, deren Namen in der Festschrift verzeichnet sind.²¹ Das einzige männliche Mitglied, der beliebte „Turnbote Schmidt“, der monatlich die Beiträge einkassierte, verstarb im August desselben Jahres. Zum Jubiläum erschien eine 24-seitige Festschrift, die Emma Reichauer verfasste. Dazu erschien eine vierseitige „Sonderausgabe des Mindener Tageblattes“ unter dem Datum Sonnabend, 25. Februar 1928, die jedoch keine offizielle Beilage der gleichnamigen Zeitung, sondern eine eigene Festzeitung war.

In dieser „Sonderausgabe“ wurde das Frauenturnen journalistisch in meist humorvoller, aber politisch-ernster Form aufgearbeitet. Es gab die „10 Gebote für das Frauenturnen“, Sportnachrichten, Ortsberichte und eine satirische Wochenübersicht mit Berichten aus dem In- und Ausland, über Handel und Gewerbe. Viele lustige Zeichnungen lockerten die Zeitung auf und verleiteten zum Schmunzeln. Unter „Eingesandt“ erfuhr der Leser von Stine Xmeier in der Mindener Butjersprache, die damals in der Stadt noch allgemein verstanden wurde, zum Schluss eines längeren Artikels Folgendes: „Ja, liebe Redakschon, so gets innen Frauentuanfrein zu, da wo meine Gnädje so mit macht. In dies Jahr feiern se ihr 30jähriges Besten, wo bloßlich Frauen ihm regieren und kommandieren und wo sonstens alles bald in die Brüche geht. Das wollte ich Se man bloß sagen.“²² Am 27. Februar 1928 berichtete dann das Mindener Tageblatt in großem Format über das Jubiläumsfest. Der Artikel beginnt mit dem Vorspruch: „Da sind die Herzen bald versöhnt und sind der Freude voll. Seid recht auf Jubel eingestellt – auf tiefe Dankbarkeit. Denn was mit Geist und Körperkraft der Frauenturnverein geschafft: Das sei gepriesen heut.“²³ Aus dem Programm sei der Sketch „Dämmerschoppen 1897 bei Kleiter“ genannt, in dem ein Regierungsrat und der Sekondeleutnant Leberecht über die Vor- und Nachteile des Frauenturnens debattierten. Die folgenden Keulenübungen und die Ausdrucksgymnastik belegten dann, dass der Leutnant recht hatte. Eine lange Ballnacht blieb allen Beteiligten unvergessen.

Im August 1928 wurde in Minden ein Gau-Frauenturnfest durchgeführt. Es begann mit einer Jahn-Gedenkfeier im Stadttheater, in der nur die drei Vereine MTV von 1860, TV Jahn von 1892 und Turngemeinde von 1900 als der Deutschen Turnerschaft angehörende Vereine neben Gruppen aus Bünde, Bielefeld und Gütersloh auftraten. Am Sonntag maßen sich 580 Turnerinnen aus 48 Orten im Wettkampf. Mitglieder des Frauenturnvereins wurden in der Siegerliste jedoch nicht erwähnt. Eine Weihestunde mit dem bekannten Mindener Pastor Lohmann beendete den Vormittag. Ein Festzug durch die geschmückte Stadt vom Königsplatz zum Stadion schloss sich an, und Vorführungen wie die damals üblichen Massen-Freiübungen sowie die gemeinsame Siegerehrung von 348 Turnerinnen bildeten den Abschluss des Festes.

Der Verein gehörte nicht der Deutschen Turnerschaft und dem Minden-Ravensberger Turngau an, was sich aus dem erhaltenen „Gaublatt“ erschließen lässt.²⁴ Ob und in welchem der zahlreichen Turn- und Sportverbände der Weimarer Zeit er organisiert war, ist ungeklärt. In das westfälische Landesturnfest 1934 war der Frauenturnverein offenbar nicht eingebunden. Er wird in keiner Publikation erwähnt. Seine Mitglieder waren weder im Organisationsausschuss vertreten, noch nahmen sie an Wettkämpfen oder Vorführungen teil. Bei den verschiedenen Turnfesten finden sich ebenfalls keine Namen in den Siegerlisten.

Am 5. Februar 1936 wurde im Mindener Tageblatt über ein Vereinsführertreffen der Turnvereine berichtet. Am 8. Juni wird dort eine Frauensportgemeinschaft Schwimmen erwähnt. Auch hier sucht man in beiden Artikeln den Frauenturnverein vergebens.

Tatsächlich wurde es nach dem Jubiläum 1928 um den Frauenturnverein in den dreißiger Jahren deutlich ruhiger. In der Presse erscheint am 2. März 1932 zwar noch einmal ein kaum aussagekräftiger Artikel zum 35-jährigen Jubiläum, aber sonst tritt der Verein nicht mehr in Erscheinung. Was die Gründe dafür waren, muss offen bleiben. Gab es interne Schwierigkeiten im Verein oder schlug sich auch im Frauenturnverein die nationalsozialistische Gleichschaltung der Turn- und Sportbewegung nieder? Der Verein existierte zumindest weiter, denn im Januar 1937 würdigte das Mindener Tageblatt wieder in etwas größerem Rahmen das 40-jährige Vereinsjubiläum. Am Freitag, den 22. Januar 1937 erscheint als Vorschau eine kurze historische Darstellung mit den schon zehn Jahre vorher beschriebenen Ereignissen. Hervorgehoben wird dabei, dass der Verein „einen lebendigen Sinn für Wohltätigkeit habe.“²⁵ Am Ende wird kurz erwähnt, dass sich der Verein 1935 dem NS-Reichsbund für Leibesübungen angeschlossen hatte. Ohne diese Maßnahme wäre ein Weiterbestehen nicht möglich gewesen. Der Bericht über das Jubiläum, der offenbar von einem Mitglied und keinem Zeitungsredakteur geschrieben wurde, nennt „ein volles Haus in der Weserklausen.“²⁶ Die „Weserklausen“ war das damalige Mindener Gesellschaftslokal, das allerdings deutlich kleiner als der bis dahin genutzte Saal der „Harmonie“ war. Zur Feier waren ebenfalls nur Frauen zugelassen. Männliche Ehrengäste oder die üblichen Repräsentanten, zu dieser Zeit eigentlich selbstverständlich bei solchen Anlässen, werden im Bericht nicht erwähnt. Der Vorspruch mit Gedenken an Berta Bleek und Gretchen Stremmel endet hier, ob angepasst oder voller Überzeugung, mit einem Treuegelöbnis zum „Führer und Reichskanzler“.

Am 23. Januar 1937 wurde in der Weserklausen der bewährte Kostümball veranstaltet. Die Turnerinnen zeigten ihre künstlerischen Darbietungen, die die Autorin so beschreibt: „Ein bezaubernder Blütenreigen lieblich schwebender, in zarte, fließende, pastellfarbene Gewänder gehüllte Elfchen zieht vorüber“²⁷ Auf der Bühne erschienen – wie 10 Jahre zuvor – Bauten und Ereignisse der Mindener Geschichte neuerer Zeit, wie das neue Regierungsgebäude, die Straßenbahn und Wäscherinnen auf der „Schnellen Bleiche“.

Ein Festabend mit Männern im überfüllten Stadttheater wurde im August durchgeführt. In der Begrüßungsrede erinnerte Ludwig Hempel, Vorsitzender des TV Jahn Minden, daran, dass das Frauenturnen in der Stadt mit dem Frauenturnverein begonnen habe und dieser trotz anderer Abteilungen in den Turnvereinen die ausgiebigste Pflegestätte geblieben sei. Doch der Hinweis zum Schluss „Heute arbeiten wir im Auftrag des Vaterlandes“, weist auf eine andere gesellschaftliche Bedeutung des Frauenturnens hin.²⁸ Mit dem Motto „Gebunden – frisch, fromm, fröhlich und frei, in Treue zur edlen Turnerei. Glückauf drum, in fernere Zukunft hinein, du Mindener Frauenturnverein“ ging ein aus Sicht des Vereins gelungenes Jubiläumsjahr zu Ende.

Wie diese Zukunft tatsächlich ausgesehen hat, bleibt aber leider im Dunkel der Geschichte verborgen. Tatsache ist nur, dass dieser Bericht die letzte öffentliche Erwähnung des Vereins in der Presse ist. Es ist zu vermuten, dass die politische Veränderung sich ebenso bemerkbar gemacht hat, wie der zwei Jahre später beginnende Zweite Weltkrieg. Das Leitbild der Erziehung von Frauen und Mädchen hatte sich grundlegend geändert und die ideellen Vorstellungen, die einmal bei der Gründung des Vereins gegolten hatten, entsprachen nicht mehr den Vorstellungen der Machthaber von „der nationalsozialistischen Frau“. Die Erziehung der Mädchen und die Betreuung im Sport lagen bei der NSDAP und ihren Organisationen.

Da im Vereinsregister der Stadt Minden und im Staatsarchiv Detmold weder eine Satzung noch ein Löschantrag oder Lösungsdatum vorliegen,²⁹ ist nur zu vermuten, dass sich der nicht eingetragene Verein im Krieg ohne Aufhebens selbst aufgelöst hat. Denn bei der Neugründung der Turnvereine nach 1945 werden nur noch MTV von 1860, Jahn Minden und die Turngemeinde wiederbelebt. Der Frauenturnverein Minden von 1897 bleibt eine vergessene Episode der Mindener Vereinslandschaft, der sich aber in seiner Blütezeit dank seiner Mitgliederstruktur sowohl um die körperliche Erziehung und Bewegung als auch um das karitativ-soziale Netz seiner Heimatstadt sehr verdient gemacht hat.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Emma Reischauer: 30 Jahre Mindener Frauen-Turnverein, Festschrift, Minden 1927, S. 1. Zukünftig zitiert als Festschrift.
- 2 Seit 1880 Bürgermeister, ab 1883 bis 1903 Oberbürgermeister. Vgl. Hans Nordsiek: „Kaiserwetter“ in Minden. Stadtentwicklung in wilhelminischer Zeit, in: Joachim Meynert, Josef Mooser, Volker Rodekamp (Hrsg.): Unter Pickelhaube und Zylinder. Das östliche Westfalen im Zeitalter des Wilhelminismus 1888 bis 1914 (Studien zur Regionalgeschichte Bd. 1), Bielefeld 1991, S. 25-133, hier S. 70.
- 3 Gertud Pfister: 1848 und die Anfänge des Mädchen- und Frauenturnens, in: Deutsches Turnen 1981, Heft 1, S. 8-10; Heft 2, S. 29-30 und Heft 3, S. 47-49.
- 4 Vgl. Ilse-Maria Weiß: War das eigentlich immer schon so? in: Jahn-Report Nr.36/ Mai 2013, S. 41.
- 5 Ludwig Schützler: Die Turnerin, 2. Auflage Hof 1910.
- 6 Ebd., S. 43.
- 7 Vgl. Festschrift, S.8f.
- 8 Vgl. Festschrift, S. 9.
- 9 Vgl. Festschrift, S. 9.
- 10 Vgl. Festschrift, S. 9.
- 11 Vgl. Festschrift, S. 10.
- 12 Vgl. Festschrift, S.11.
- 13 Vgl. Festschrift, S.11.
- 14 Vgl. Festschrift, S.11.
- 15 Vgl. Festschrift, S.12.
- 16 Vgl. Festschrift, S. 12.
- 17 Vgl. Mindener Kreisblatt vom 27.2.1908.
- 18 Vgl. Festschrift, S. 13.
- 19 Vgl. Festschrift, S. 18.
- 20 Vgl. Festschrift, S. 19.
- 21 Vgl. Festschrift, S. 21-24.
- 22 Vgl. Festschrift, „Sonderausgabe des MT“ vom 25.2.1928, S. 3.
- 23 Vgl. Mindener Tageblatt vom 27.2.1928.
- 24 Vgl. Gaublatt des Minden-Ravensberger Turngau Jg. 32, Nr. 166, März 1929, S. 778.
- 25 Vgl. Mindener Tageblatt vom 22.1.1937.
- 26 Vgl. Mindener Tageblatt vom 25.1.1937.
- 27 Vgl. Mindener Tageblatt vom 23.1.1937.
- 28 Vgl. Mindener Tageblatt vom 20.8.1937.
- 29 Schriftliche Nachricht vom Landesarchiv NRW, Abteilung Ostwestfalen, Detmold vom 12.12.2014.

HARTMUT ALPHEI

Hans Bohnenkamp

Sein bewegtes und bewegendes Leben spiegelt
das zwanzigste Jahrhundert in Deutschland

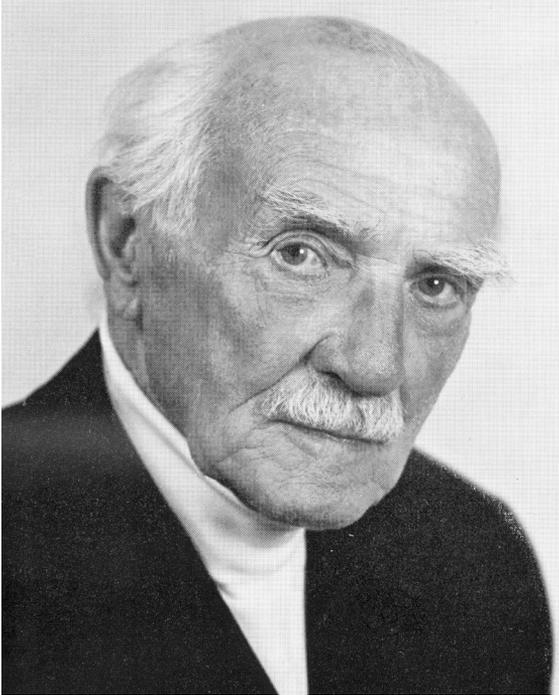
Dieses ist die ergänzte und überarbeitete Fassung meines Vortrages über Hans Bohnenkamp bei der Jahrestagung des „Mindener Kreises“ 2015 in Petershagen bei Minden (26.–28. Juni 2015).

Dazu eine Vorbemerkung: Die Tagungen des „Mindener Kreises“ sind das jährlich stattfindende Treffen eines Kreises von Freunden, die das allen gemeinsame Erlebnis zusammenbindet, als Jugendliche in der „Jugendbewegung“, insbesondere in der so genannten „Jungenschaft“ gewesen zu sein. Insider sprechen von der „d.j. 1.11.“, deren Gruppen nach 1933 verboten wurden und teilweise im Untergrund weiter existierten oder nach 1945 nach dem alten Vorbild neu gegründet wurden. Fast alle, die dazu gehört haben, halten diese Zeit für einen bedeutenden Faktor ihrer Biographie.

Ein paar persönliche Vorbemerkungen und Hinweise zur Einführung in das Thema

Bei der diesjährigen Tagung des Mindener Kreises werden wir uns mit dem „Wandervogel in Minden“ beschäftigen. Wir werden in dem Beitrag von Wolfgang Hempel aus der zum größeren Teil von Hans Bohnenkamp geführten Chronik der Mindener Wandervogel hören, wie diese Jugendlichen in den Anfangsjahren fernab von Schule und Elternhaus ihr Gruppenleben gestalteten, was sie beschäftigte, wie sie „auf Fahrt gingen“ und wie sie mit anderen Wandervogelgruppen vernetzt waren. Darüber hinaus werden wir mit den Berichten über Hans Bohnenkamp und Hjalmar Kutzleb zwei Personen kennenlernen, in denen sich in vielfältiger, aber auch in unterschiedlicher Weise das Auf und Ab des 20. Jahrhunderts widerspiegelt.

„Jugendbewegt“ gewesen zu sein, ist ein wichtiger Punkt, den wir mit „Hannes“, wie Hans Bohnenkamp im Mindener Alt-Wandervogel genannt wurde, gemeinsam haben, denn auch er fühlte sich lebenslang mit Freunden und Gleichgesinnten aus seiner jugendbewegten Zeit verbunden und arbeitete in ihren Kreisen mit, z. B. im Zusammenhang mit dem 50-jährigen Jubiläum des „Freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner“ 1963, bei Veranstaltungen auf der „Jugendburg Ludwigstein“ und auch im „Freideutschen Kreis“. In vielen seiner Veröffentlichungen hat er seine Zeit in der Jugendbewegung erwähnt und beschrieben, wie der Wandervogel sein Denken, Fühlen und Handeln beeinflusst oder sogar bestimmt hat. Und in seiner Zeit als Hochschullehrer in Celle und Osnabrück hat er die Jugendbewegung immer wieder zum Thema seiner akademischen



*Hans Bohnenkamp
(1893-1977)
Abbildung aus: Ludwig
J. Pongratz (Hrsg.): Päd-
agogik in Selbstdarstel-
lungen, Hamburg 1975,
nach S. 70.*

Lehre gemacht. Er hat damit Fernwirkungen erzielt, denn Männer und Frauen, die aus der Jugendbewegung kamen, wurden häufig Lehrer oder gingen in sozialpädagogische Berufe.

Als ich gefragt wurde, ob ich über Hans Bohnenkamp referieren würde, habe ich nach kurzem Zögern zugesagt, denn Bohnenkamp ist mir immer wieder „begegnet“, und mir scheint, als gäbe es einiges, das mich mit ihm verbindet. Sein Name war mir zum ersten Mal im Zusammenhang mit dem „Meißnertag 1963“ begegnet. Ich nahm im Rahmen meines erziehungswissenschaftlichen Begleitstudiums im Wintersemester 1963/64 an einem Proseminar von Hartmut von Hentig mit dem Thema „Aufgabe und Wirkung von Modellschulen“ teil und hielt dort ein Referat zu dem Thema „Jugendbewegung und Schule“, ein Thema, das für mich mittlerweile zu einem Lebensthema geworden ist. Auf der Suche nach entsprechender Literatur fand ich unter anderem auch das Buch „Die Jugendbewegung. Welt und Wirkung“¹, eine Art Festschrift, herausgegeben vom Hauptausschuss zur Vorbereitung des Meißnertages 1963. Darin befindet sich ein Aufsatz von Hans Bohnenkamp über „Jugendbewegung und Schulreform“. Der Text faszinierte mich und der Name Bohnenkamp prägte sich mir ein.

Als ich dann später im Pädagogischen Seminar der Uni Göttingen als „Wissenschaftliche Hilfskraft“ angestellt war, lernte ich Johanna Wellmer

kennen und erfuhr, dass sie die Tochter von Bohnenkamp sei. Mit der Zeit befreundete ich mich mit ihr und ihrem späteren Mann Wolfgang Harder und gemeinsam gingen wir im Sommer 1969 mit Hartmut von Hentig nach Bielefeld, ich als Assistent bei Hentig und die beiden an die Bielefelder Schulprojekte. Johanna übernahm den Aufbau der „Block 1“ genannten Eingangsstufe der „Laborschule Bielefeld“ mit den Jahrgängen 0–2 und Wolfgang Harder entwickelte die Curricula für den Bereich Deutsch und Literatur im „Oberstufen-Kolleg“. Für Johanna war das wohl so etwas wie die „Rückkehr in heimische Gefilde“, denn die Bohnenkamps waren seit Generationen in Ostwestfalen zu Hause.

Als ich dann 1970 an die Odenwaldschule (OSO) ging, erst als Referendar und später als Mitarbeiter, wurde der Kontakt lockerer, bekam aber eine neue Qualität, als die beiden 1983 (Wolfgang) und 1985 (Johanna) an die OSO wechselten, Wolfgang als Schulleiter und Johanna als Leiterin der Grundschule. Unsere drei Kinder gingen damals gerade in die einklassige Grundschule der OSO und hatten nun Johanna als ihre Lehrerin. Mir fiel immer wieder auf, wie stark Johanna schon bei ihrer Arbeit an der Laborschule Bielefeld, aber noch mehr in dieser „einklassigen Volksschule“, einem Schultyp, den es eigentlich gar nicht mehr gab, von einer anderen Art von „Schule halten“ geprägt war. Dass sie das dem pädagogischen Fundus ihrer Familie, dem Wirken von Vater wie Mutter und deren Freundeskreis verdankte, ist mir in seiner ganzen Tragweite erst jetzt deutlich geworden, als ich mich mit der Lebensgeschichte von Hans Bohnenkamp genauer beschäftigt habe. Leider bin ich ihm nie persönlich begegnet, denn er starb ja bereits 1977.

Und noch ein persönlicher Grund: Der 1893 geborene Hans Bohnenkamp war nur wenig älter als mein 1898 geborener Vater. Auch der war durch den Wandervogel stark geprägt, hatte wie „Hannes“ seine Frau im Wandervogel gefunden, wurde Lehrer, war aber nur kurz in diesem Beruf tätig und konnte dann als Bezirksjugendpfleger im Regierungsbezirk Hildesheim, d.h. im südlichen Teil des heutigen Niedersachsen, durch Kurse, Seminare, Freizeiten, Tagungen, Singwochen das „jugendbewegte Erbe“ weitergeben. Zwar konnte ich ihn, weil er 1944 gefallen ist, nicht nach seiner wahren Haltung gegenüber den aufkommenden Nationalsozialisten befragen, aber wie Bohnenkamp war er 1933 Mitglied in der SA geworden, wurde 1937 automatisch Mitglied in der NSDAP und sah, ähnlich wie Bohnenkamp in der Wehrmacht, zu der er eingezogen worden war, die Chance, den Umtrieben der Nazis nur bedingt ausgesetzt zu sein. Leider hat er den Krieg nicht überlebt, so dass ich nicht weiß, ob er sich ähnlich differenziert wie Hans Bohnenkamp 1945/46 über die Nazizeit geäußert hätte, ich hoffe es immerhin.

Bohnenkamp erschien mir immer als ein beeindruckendes Beispiel für jemanden, bei dem das, was er in der Jugendbewegung gelebt und erfahren hatte, seinen weiteren Lebensweg bestimmt und geleitet hat. Ich fand auch bemerkenswert, wie er sich immer wieder in zahlreichen Veröffentlichungen zu der prägenden Zeit im Mindener Wandervogel (ab 1909, da war er 16 Jahre alt) und als Student in der „Akademischen Vereinigung“

in Marburg (1912/13) und Göttingen (1914) bekannt und auf die Bedeutung der Jugendbewegung für sein Leben hingewiesen hat. Das wird im ersten Teil meines heutigen Beitrages eine Rolle spielen. Im zweiten Teil werde ich auf Bohnenkamp als Lehrerbildner eingehen, und da kommt dann auch der nach dem 20. Juli 1944 hingerichtete Adolf Reichwein ins Spiel, mit dem Bohnenkamp eng befreundet war. Vor dem Hintergrund dieser Freundschaft will ich dann in einem dritten Teil auf einen Aspekt in Bohnenkamps Leben eingehen, der für viele von uns auf den ersten Blick eher schwer verständlich erscheint, nämlich die schon erwähnte Tatsache, dass er seit 1933 Mitglied in der SA war und seit 1937 Mitglied in der NSDAP und dass er als Soldat ein hochdekorierter Teilnehmer an beiden Weltkriegen gewesen ist. Da ist man erst einmal stutzig, auch wenn man hört, dass er ein enger Freund von Adolf Reichwein war, der von den Widerständlern des „Kreisauer Kreises“ als künftiger Kultusminister geplant war und 1944 hingerichtet wurde. Aber wenn man sich mit den Entnazifizierungsunterlagen von Hans Bohnenkamp beschäftigt, die in seinem Nachlass im „Archiv der deutschen Jugendbewegung“ auf Burg Ludwigsstein liegen, gewinnt man ein anderes Bild. Bohnenkamp war schon lange Zeit ein Gegner der Nazis, wusste das aber geschickt zu tarnen. Und damit geht es dann im vierten Teil um sein Denken und Handeln nach 1945. Es ist bemerkenswert, wie er sich da mit der NS-Zeit auseinandergesetzt hat, und damit kommen wieder Adolf Reichwein und der „Kreisauer Kreis“ ins Blickfeld, aber auch Helmut Schmidt, deutscher Bundeskanzler von 1974 bis 1982 (s. weiter unten). Schließlich will ich in einem fünften Teil auf Bohnenkamps Verdienste bei der Weiterentwicklung des bundesdeutschen Schulwesens eingehen.

Wolf Hempel hat in seinem Beitrag bereits darauf hingewiesen, dass es eine ausführliche biographische Studie zu Hans Bohnenkamp bisher nicht gibt. Das ist zwar richtig, aber es gibt doch immerhin seit den 70er Jahren einen autobiographischen Beitrag von Bohnenkamp in dem Werk „Pädagogik in Selbstdarstellungen“², außerdem liegt seit Kürzerem in dem von ihr herausgegebenen Sammelband „Jugendbewegt geprägt“ der sehr materialreiche Essay von Barbara Stambolis³ vor, und es gibt die Niederschrift eines biographisch orientierten Beitrages von Ullrich Amlung über Bohnenkamp im „reichwein forum, Heft Nr. 9 2006“, den er 2005 auf einer Tagung dieses Kreises gehalten hatte. Alle Beiträge beschreiben den weit gespannten Rahmen Bohnenkampscher Tätigkeiten, sie bedürfen aber der Ergänzung durch seine eigenen Reflexionen, wie sie in seinen Aufsätzen aus den 50er/60er- und frühen 70er Jahren zum Ausdruck kommen. Zu seinem 80. Geburtstag 1973 wurden deren wichtigste von Johanna Harder, Helmuth Kittel und Horst Wetterling unter dem Titel „Herausgefordert. Aufsätze aus 25 Jahren von Hans Bohnenkamp“⁴ herausgegeben. Wenn man darin liest, wird deutlich, wie groß die Spannweite seines Denkens war, wie er Probleme von Erziehung und Unterricht nicht rein technizistisch anging, sondern dass für ihn pädagogische wie politische Fragen immer auch ausgehend von einer philosophischen und insbesondere einer ethischen Fragestellung erörtert wurden.

Nun genug der Vorreden, jetzt soll es um die Person selbst gehen. Hans Bohnenkamp wurde 1893 ins Deutsche Kaiserreich hineingeboren und starb 1977 als Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Er hat damit den größten Teil des 20. Jahrhunderts durchgemessen, hat in vier sehr unterschiedlichen Staatsformen gelebt und alle Höhen und Tiefen Deutschlands miterlebt und im zweiten Teil seines Lebens teilweise auch beratend mitgestaltet. Für mich spiegeln sich in seinem Leben Wege und Irrwege dieses irrsinnigen Jahrhunderts in beispielhafter Weise. Deshalb möchte ich ihn auch beschreiben als jemanden, der Verführung und Befreiung miterlebt, wahrgenommen und aus seinem Mit-Dabei-Sein bewusst Schlüsse gezogen hat.

1. Hans Bohnenkamps Herkunft und seine Zeit in der Jugendbewegung

Wir haben in dem Beitrag von Wolfgang Hempel schon gehört, dass es bei Hans Bohnenkamp um einen „Mindener Wandervogel“ geht. Man kann nicht sagen „ein Wandervogel aus Minden“, denn geboren wurde er in Schildesche, damals ein Dorf nördlich von Bielefeld, heute als Stadtteil nach Bielefeld eingemeindet, aber er hat den größten Teil seiner Kindheit und Jugend dann in Minden verbracht. Sein 1864 in der Nähe von Herford geborener Vater hatte hier in Petershagen das „Königliche evangelische Schullehrer-Seminar“ besucht und war dann zeitweilig Lehrer an der hiesigen „Präparandenanstalt“, wohin begabte Schüler von ihren Volksschullehrern empfohlen wurden, um sich auf den Besuch des Lehrerseminars vorzubereiten, eine Art „gymnasiale Oberstufe“ der damaligen Zeit. Die Familie zog 1899 von Schildesche, wo der Vater damals Lehrer war, nach Minden um, weil Vater Bohnenkamp dort eine Rektoratstelle bekommen hatte. Ab 1909 war „Hannes“ – das war wie gesagt sein im Alt-Wandervogel (AWV) gebräuchlicher Name – „jugendbewegt“. In diesem Kreise muss man nicht erläutern, was Jugendbewegung ist, aber ich möchte doch gerne zitieren, was Bohnenkamp in seinem Aufsatz „Jugendbewegung und Schulreform“ (1963) über die Schule um 1900 schreibt und worin er im Nachhinein das „Neue“ sieht, das die Jugendbewegung einbrachte. Zugleich kann ich durch die Zitate einen Eindruck geben von seiner Sprachmächtigkeit.

„Daß Gymnasiasten ungern zur Schule gingen, war in Deutschland besonders markant; trotzdem sah die deutsche Umwelt darin kaum Anlaß zur Beunruhigung, man hielt es für „ganz natürlich“. Beides hat wohl den Grund darin, daß die deutschen Schulen sich besonders entschieden auf den Unterricht konzentrierten. Er wurde „erteilt“: Sein „Stoff“ war im vorhinein vom Lehrplan vorgeschrieben, wurde „dargeboten“, auch wenn niemand von sich aus danach griff, und vom Schüler wiedergegeben, auch wenn ihn selber nichts zum Sprechen oder zum Schreiben drängte. [...] Die Wirklichkeit stand unter der Fron des „Klassenziels“; die nötigende und beschneidende Zwanghaftigkeit seiner unverbundenen Inhalte wurde auch von denen als drückend empfunden, die sich um das „Mitkommen“ nicht zu ängstigen brauchten. Die Nachdenklichen und

Empfindsamen fühlten sich besonders bedrückt und verkannt durch die Selbstverständlichkeit, mit der man ihre künftige gesellschaftliche Geltung und Karriere zum Motiv ihrer Bildungsbeflissenheit zu machen suchte.“⁵

Man könnte meinen, hier schreibt jemand über das Gymnasium von heute. Zugegeben, die Schulreformen der letzten hundert Jahre haben Veränderungen bewirkt, aber zu einem Ort freudigen Lebens ist die öffentliche Schule auch heute wohl noch nicht geworden. Was für ein Unterschied zeigt sich hier zu den pädagogischen Grundsätzen der später so genannten „Reformpädagogik“. Ich nenne als Beispiel die pädagogischen Grundsätze der 25 Jahre älteren Maria Montessori. Sie vertrat etwa zur gleichen Zeit als Grundhaltung, man könne davon ausgehen, dass Kinder den Willen haben, aus eigener Kraft etwas zu schaffen, und mit Recht zitiert man von ihr heute gerne den Satz „Hilf mir, es selbst zu tun!“ Und Bohnenkamp schreibt später (1963):

„Die Reformpädagogik meinte mit Recht, daß in deutschen Schulen über dem Vermitteln von Wissen die Erziehung des Charakters zu kurz komme, weil es dafür mit den bloßen Lehren der Sittlichkeit nicht getan sei.“[...] Darum lag den Reformern daran, in der Schule die Kinder und die jungen Menschen auch außerhalb des eigentlichen Unterrichts zueinander in lebendige Beziehung zu bringen, diesem Schulleben eine einsehbare Ordnung zu geben und an ihr die Heranwachsenden in steigendem Maße mitverantwortlich zu machen.“⁶

Immerhin bewirkte das damalige Gymnasium die Entstehung der Jugendbewegung, und die vertrat eine ganz andere Geisteshaltung. Bohnenkamp schreibt dazu:

„An der Schule freilich ließ sich – vorerst wenigstens – nichts ändern. Aber die schulfreie Zeit bot das Feld, auf dem die Wandervögel den Satz von der tugendlosen Jugend widerlegen konnten, und zwar durch die Entwicklung einer Tugend, die vor dem Gewissen bestehen und es lebendiger machen konnte. Sie entsprang nicht einer „Umwertung aller Werte“, sondern eher einer Wiedergeburt „einfacher Sittlichkeit“; in ihr war altes menschliches – ja enger: abendländisches deutsches, bürgerliches – Gut lebendig. Aber die Wandervögel erlebten das als Abenteuer, als Entdeckung und Eroberung einer neuen Lebensform, der Fahrt vor allem, von der alles, was sie sonst unternahmen und erfanden, abkünftig ist. Sie war selbsterworben; auf ihr, im Lager, im Landheim und im Stadtnest galt die selbstgewählte Zucht. Das machte die Wandervögel immer freier, sich der Fülle des Begegnenden zu öffnen. In den Erfahrungen, die sie mit der Welt und miteinander machten, wuchsen Urteilskraft und Selbstbestimmung. So wurde ihr Eigenleben erzieherisch, lange bevor sie das wußten und wollten. Doch aus dem neuen Einklang mit dem eigenen Gewissen entstanden ihnen nun auch Maßstäbe, mit deren Hilfe sich das bloß vitale Verlangen nach Ungebundenheit in verantwortbare Kritik an Lebensformen und Gehalten der Schule verwandeln konnte.“⁷

In diesen Texten wird deutlich: Schulreform war für Bohnenkamp mehr als nur eine Reform von Unterricht. Er war durch und durch Reformpäd-

agoge und vertrat eine Grundhaltung, die in heutigen Gymnasien immer noch selten ist. Es geht ihm um die Bildung des ganzen Menschen, und dazu gehört neben Unterricht auch Erziehung. Zwar hat er seine pädagogischen Reflexionen erst im Rückblick geschrieben, aber ich meine, davon ausgehen zu dürfen, dass schon sein Wirken in der Lehrerbildung in den 30er Jahren von eben diesem Ethos getragen war, und Äußerungen seiner ehemaligen Kollegen und Studenten belegen das.

2. Vom Lehrer zum Lehrerbildner

In Stichworten sein Weg zum Lehrer-Sein: 1899 bis 1903 Volksschule in Minden, dann 1903 bis 1912 Besuch des humanistischen „Königlichen Gymnasium zu Minden“; da gehörte er, wie Amlung schreibt, „im klasseninternen ranking regelmäßig zu den Top Five“⁸. März 1912 Abitur. Am 1. Mai 1912 als Student der Mathematik und Naturwissenschaften an der philosophischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg immatrikuliert. In Marburg studierte er vier Semester und besuchte auch kunst- und musikwissenschaftliche, medizinische und juristische Veranstaltungen. In dieser Zeit war er maßgeblich beteiligt an der Gründung und an der Arbeit der „Akademischen Vereinigung“, einer Art jugendbewegter Studentenverbindung. Auch lernte er in dieser Zeit in Marburg den Studenten Adolf Reichwein kennen, die Freundschaft zu ihm hielt ein Leben lang. „Hannes“ war beteiligt an den Vorbereitungen zum Freideutschen Jugendtag 1913, ist aber nach außen hin nicht weiter in Erscheinung getreten. Dass er aber auch weiterhin den Kontakt zu den Mindener Wandervögeln hielt, wird dadurch deutlich, dass er 1912 Ortsgruppenführer Minden des Alt-Wandervogels wurde, und sein im Nachlass auf dem Ludwigstein befindlicher Führerausweis ist auf „Wandervogel e.V. (Bund für deutsches Jugendwandern), Gau Westfalen, Ortsgruppe Minden“ ausgestellt. Zum Sommersemester 1914 wechselte er nach Göttingen. Mit zwei Freunden gründete er auch dort eine „Akademische Vereinigung“. Wie viele seiner Freunde aus dem Wandervogel meldete er sich aber bereits am 11. August 1914, also gleich nach Beginn des Ersten Weltkrieges, freiwillig zum Kriegsdienst. Er leistete seinen Dienst offenbar mit großem Einsatz, denn er wurde immer wieder befördert und mit hohen Orden ausgezeichnet.

Während des Krieges blieb Bohnenkamp zwar an der Universität Göttingen immatrikuliert, setzte aber nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst am 1. Februar 1919 sein Studium wieder in Marburg fort und meldete sich dort am 17. März 1920 zur wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen, die er im Oktober 1920 mit „gut“ bestand. Gleich danach begann der Vorbereitungsdienst als Referendar für Mathematik, Physik und Chemie am Staatlichen Gymnasium in Minden, der am 25. Juni 1921 mit der Pädagogischen Prüfung endete. Es folgten dann verschiedene Stationen als Lehrer: 1921 bis 1925 Deutsche Schule Rotterdam, 1925 bis 1927 Aufbauschule Unna/Westf., 1927 bis 1930 Oberlyzeum Kippenberg in Bremen. Seit Juli 1923 war er verheiratet mit Liselotte Fischer, der Tochter eines obererschlesischen Bergmanns, die er wohl im Zusammenhang mit der Akademischen Vereinigung kennengelernt

hatte. Sie war in der bekannten Gymnastikschule Loheland (Rhön) zur Lehrerin ausgebildet worden. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor.

1930 begann eine neue Phase in seinem Leben. Zum 1. April 1930 wurde Hans Bohnenkamp durch den preußischen Kultusminister Adolf Grimme als Professor für Mathematik und Praktische Pädagogik an die neu gegründete und von Otto Haase geleitete Pädagogische Akademie in Frankfurt/Oder berufen. Vorgeschlagen für diesen Posten hatte ihn wohl sein Freund Adolf Reichwein, der als früherer persönlicher Referent des ehemaligen Kultusministers Carl Heinrich Becker (1929/30) und jetziger Mitarbeiter im Kultusministerium über enge Beziehungen zu dem Kreis um C.H. Becker verfügte. Becker sah in jungen Lehrern und Wissenschaftlern aus der Jugendbewegung ein wichtiges Potenzial für seine reformorientierte Schul- und Kulturpolitik in Preußen und hatte Ende der 20er Jahre etliche von ihnen in wichtige Positionen berufen, insbesondere an die von ihm neu gegründeten „Pädagogischen Akademien“. Er organisierte die Lehrerbildung in Preußen neu. Fortan sollten die Volksschullehrer, analog zu den Gymnasiallehrern, mit einem Hochschulstudium auf ihren Beruf vorbereitet werden. Neben Bohnenkamp gab es noch etliche andere aus der Jugendbewegung stammende Männer, die unter Becker und seinem Amtsnachfolger Grimme zu Professoren an Pädagogischen Akademien berufen wurden, zum Beispiel auch Adolf Reichwein, der eine Professur in Halle/Saale bekam.

Auf dieses Netzwerk von jugendbewegt geprägten Lehrern und Professoren konnte sich übrigens Adolf Grimme später stützen, als er nach 1945 von der britischen Besatzungsmacht den Auftrag bekam, als Kultusminister in Niedersachsen das Schul- und Bildungswesen wieder aufzubauen. Er holte sich dafür viele der Gefährten aus den damaligen Tagen in die Schulverwaltung in Hannover und an die Pädagogischen Hochschulen (PH) in Niedersachsen. An fast allen PH des Landes gab es in der Regel mindestens drei bis vier Dozenten mit jugendbewegtem Hintergrund. An anderer Stelle habe ich ausführlicher darüber berichtet.⁹ Auch für Hans Bohnenkamp war dieses Netzwerk, wie wir später noch sehen werden, von großer Bedeutung.

Im Rahmen der preußischen Sparmaßnahmen 1932 wurde die Pädagogische Akademie in Frankfurt/Oder am Ende des Wintersemesters 1931/32 geschlossen, und nach einer kurzen Zeit im vorläufigen Ruhestand wurde Bohnenkamp an die „Pädagogische Akademie“ bzw. die später von der NS-Regierung in „Hochschule für Lehrerbildung“ umbenannte Lehrerbildungsstätte in Elbing versetzt. Elbing liegt im Ermland, dem damals politisch brisanten Grenzgebiet von Ostpreußen, Westpreußen und der im Versailler Vertrag geschaffenen „Freien Stadt Danzig“. Man verstand sich dort als „Vorposten Deutschlands“ gegenüber den Polen. Dementsprechend war die Grundstimmung eher schwierig, die Nationalsozialisten gaben hier den Ton an. Hier musste er sich also darin üben, politisch vorsichtig zu sein und gegebenenfalls bei den herrschenden Tendenzen mitzuspielen, was nicht immer gelang. Nach Vorfällen in Elbing 1934 wurde er dann strafversetzt an die wiedereröffnete Hochschule in Cottbus.

In einem Begleittext zu seinem Entnazifizierungsfragebogen von 1946 schreibt er über die damalige Situation in Elbing und über die Hintergründe für seinen SA-Beitritt:

„Obwohl als Gegner des Nationalsozialismus bekannt, wurde ich auf Veranlassung der Studentenschaft im April 1933 gefragt, ob ich im Amte bleiben wolle. Nachdem man mir auf mein Verlangen völlige Lehrfreiheit zugesichert hatte, bejahte ich um der Studenten willen, die mein Bleiben wünschten. – Im Oktober 1933 richtete die Studentenschaft unter meinem Einfluß einen schriftlichen Protest, dessen ungenannter Verfasser ich war, gegen den neuen nationalsozialistischen Direktor an das Erziehungsministerium und beschwerte sich dort auch mündlich. Ich nahm an einer Vertrauenserklärung für den Direktor, die daraufhin von der Dozentenschaft abgegeben wurde, nicht teil und wurde infolgedessen bedroht, mehrfach verhört und im März 1934 nach Cottbus strafversetzt, obwohl die wegen ihres Protestes gemäßregelte Studentenschaft über meine Mitäterschaft standhaft geschwiegen hatte. Der vom Erziehungsministerium an alle Dozenten gestellten Forderung, in die SA einzutreten, musste ich aber im November 1933 folgen.

In Cottbus sammelte ich mit einigen anderen Dozenten einen mit den Jahren wachsenden Kreis vertrauter Studenten, unter denen ich in vielen Besprechungen in meinem Hause meine Feindschaft gegen den Nationalsozialismus verbreitete. In meinen Vorlesungen und Übungen schwieg ich über die Parteidoktrin. Ich wurde deshalb beargwöhnt, mehrfach gewarnt und nach einem Vortrag „Können und Charakter“ bedroht. Ich konnte meine oppositionelle Tätigkeit, mit der ich viele Studenten über das wahre Wesen der NS-Herrschaft aufklärte, nur fortsetzen, wenn ich Mitglied der SA blieb, und übernahm dort die Funktion eines Sportwartes, in der ich mich politisch nicht zu äußern brauchte. Die Beförderung (vom Sturmführer zum Hauptsturmführer) war unvermeidlich. In die Partei wurde ich 1937 durch die SA automatisch überführt. Mitglied des NS-Lehrerbundes, des NS-Altherrenbundes und der Reichsdozentenschaft wurde ich, als jeweils die Dozentenschaft zu geschlossenem Eintritt genötigt wurde. Mich auszuschließen, hätte den Argwohn noch gesteigert und das Ende meiner Wirksamkeit unter den Studenten bedeutet.“¹⁰

In Cottbus waren seine Möglichkeiten ungleich besser als in Elbing. Hier stieß er auf andere aus der Jugendbewegung stammende Kollegen wie beispielsweise Hermann Mitgau und traf auch Otto Haase wieder. Insofern war er dort sicher besser aufgehoben als in Elbing.

3. Bohnenkamps Einstellung zu den Nazis

Seit dem 1. Oktober 1933 war Bohnenkamp also Mitglied der SA und seit 1937 Mitglied der NSDAP. Da fragt sich unsereiner natürlich „wie konnte er nur...?“ Als ich so fragte, kannte ich den gerade eben zitierten Text noch nicht. Das „wie konnte er nur?“ hatte ich mich übrigens auch bei meinem Vater gefragt, als ich hörte, dass er Mitglied der SA gewesen war. Mein Vater, in der braunen Uniform der SA mit Schirmmütze und mit Schafstiefeln? Für mich, der ich Mitte der 50er Jahre in der 10. Klasse

des Gymnasiums im Geschichtsunterricht mit dem System des Nationalsozialismus und den Verbrechen der Nazis konfrontiert wurde, war das unvorstellbar. Mein Vater möglicherweise ein Naziverbrecher?

Das ist ein diffiziles Thema, bei dem wir, die wir die Nazizeit nicht aus eigenem Miterleben, sondern nur noch aus dem Geschichtsunterricht kennen, uns fragen müssen, ob wir uns aus der sicheren Distanz von 70 Jahren überhaupt noch in die Entscheidungsnöte und das Hin-und-her-gerissen-Sein zwischen dem Erhalt der Familie und dem Erhalt der ethisch-moralischen Glaubwürdigkeit hineindenken können. Außerdem war die SA nicht zu vergleichen mit der späteren SS und eher ein Sammelbecken für „linke Leute“, die sich von dem Wortbestandteil „S“ in NSDAP (S=sozialistisch) verführen ließen, in der SA das geringste Übel einer aus beruflichen Gründen notwendig erscheinenden Mitgliedschaft in einer der Korporationen des „Dritten Reiches“ zu sehen. So scheint mir das auch bei Bohnenkamp und einer ganzen Reihe anderer ehemals Jugendbewegter gewesen zu sein.

Es gibt Hinweise, dass Bohnenkamps Elternhaus eher als „deutschnational“ zu beschreiben ist, und in seinen Aufzeichnungen in dem Wandervogeltagebuch könnte man die eine oder andere Stelle in diese Richtung deuten. Aber wie mag er wirklich über den Krieg gedacht haben? Er hatte sich doch freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet! Warum war er ein hochdekoriertes Kriegsteilnehmer? Wie kam er aus dem Krieg zurück? Wie hat er seine Kriegserlebnisse verarbeitet? War er vielleicht wie andere durch das Kriegserlebnis zum Pazifisten geworden? Aber, warum hat er sich dann 1920 mit dem Studentenkorps Marburg an der gewaltsamen Niederschlagung von Arbeiteraufständen in Thüringen im Anschluss an den „Kapp-Lüttwitz-Putsch“ beteiligt? Darüber habe ich bisher keine Äußerungen von Hans Bohnenkamp selbst oder aus dem Kreis der Vertrauten (Familie, Freunde) gefunden, vielleicht wäre aber noch was in persönlichen Briefen zu finden, die ebenfalls im Nachlass lagern.

Immerhin gibt es aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine Fülle von Äußerungen, die ihn als einen entschiedenen Gegner der NS-Ideologie ausweisen. Sie stammen aus den Stellungnahmen früherer Weggefährten von Hans Bohnenkamp. Auch sie liegen in seinem Nachlass im Ludwigstein-Archiv und gehören zu seinen Unterlagen zur „Entnazifizierung“. Später mehr dazu.

Bohnenkamp war ja damals in einer merkwürdigen Lage: Der von der Besatzungsmacht im neu entstandenen Lande Niedersachsen als Kultusminister eingesetzte Adolf Grimme hatte ihn bereits 1946 beauftragt, in Celle eine Pädagogische Hochschule zu gründen, und das war schließlich eine in gewisser Weise „staatstragende“ Einrichtung. Er war aber Mitglied in NS-Organisationen gewesen, was gemeinhin als Unterstützung des NS-Regimes galt und einer Tätigkeit im öffentlichen Dienst entgegenstand. Da musste Klarheit geschaffen werden.

Bohnenkamp selbst schrieb in einem Begleitschreiben, als er seinen Fragebogen am 13. Oktober 1947 an die Entnazifizierungskammer Celle-Stadt schickte:

„Ich erlaube mir, noch einmal hervorzuheben:

1) Nachdem ich 1933 auf Befragen nach Zusicherung voller Lehrfreiheit im Amte geblieben war, mußte ich Mitgliedschaft und Beförderungen in der SA, Mitgliedschaft in der NSDAP und in den unter 60, 65, 69 genannten Organisationen (NS Lehrerbund, NS Altherrenbund, Reichsdozenten-schaft) als Folgen auf mich nehmen. Sie waren das mit politischen Freunden oft erwogene Mindestmaß an Tarnung, das nötig war, wenn ich trotz der Überwachung die Möglichkeit illegaler Einwirkung auf Dozenten und Studenten behalten wollte. –

2) Die einzige Möglichkeit zum Sturze Hitlers sah ich im Heer. Kräftige Mitwirkung daran setzte voraus, daß ich als Soldat unantastbar war.“¹¹

Der damalige Ministerpräsident des Landes Schleswig-Holstein, Steltzer, selbst Mitglied im „Kreisauer Kreis“, schrieb am 13. September 1946:

„Ich bestätige hierdurch, daß ich Professor H. Bohnenkamp von der Pädagogischen Akademie in Celle aus seiner früheren Arbeit kenne und schätze. Er ist zweifellos eine Persönlichkeit, die wesensmäßig mit dem Nationalsozialismus nicht das geringste zu tun hat. Während der nationalsozialistischen Regierung hatte ich die Fühlung mit ihm verloren und traf ihn erneut im Jahre 1943 oder 1944 bei unserem gemeinsamen Freund Prof. Reichwein, der mit mir zusammen zu dem politischen Widerstandskreis des Grafen Moltke gehörte und später hingerichtet wurde. Bei dieser Gelegenheit konnte ich nicht nur feststellen, daß Prof. Bohnenkamp seine anti-nationalsozialistische Haltung behalten hatte, sondern daß er sich in die aktive Oppositionsarbeit von Prof. Reichwein einschaltet hatte.“

Rosemarie Reichwein schrieb am 28. Mai 1946 in einer eidesstattlichen Erklärung:

„Zu seinen (ihres Mannes, H.A.) vertrauten Freunden gehörte – schon seit der gemeinsamen Zugehörigkeit zur Marburger „Akademischen Vereinigung“ – Professor H. Bohnenkamp. Aus langjährigem Gedankenaustausch entstand die Zusammenarbeit beider Männer an den Pädagogischen Akademien 1930–1933. Prof. Bohnenkamp blieb 1933 in seinem Amte, geriet aber in Elbing sofort in scharfen Widerspruch zu dem nationalsozialistischen Hochschuldirektor und wurde 1934 nach Cottbus strafversetzt. In Cottbus bildete er einen illegalen Kreis von Hitlergegnern unter der Dozentenschaft und beeinflusste bis 1939 eine große Zahl von Studenten in antifaschistischem Sinne. Das geschah in enger Verbindung mit meinem Manne, den er auch nach Cottbus zu Vorträgen holte und dem er Studenten und Dozenten nach Tiefensee schickte, um sie in ihrer menschlich-pädagogischen Haltung und in ihrer Gegnerschaft gegen das Hitler-Regime zu bestärken und den illegalen Einfluß meines Mannes zu vergrößern.“

Als Prof. Bohnenkamp zum Wehrdienst eingezogen war, blieb diese Verbindung bestehen. Prof. Bohnenkamp hielt meinen Mann über oppositionelle Kräfte im Heere auf dem Laufenden und erhielt umgekehrt von ihm Adressen von antifaschistischen Soldaten, um mit ihnen im Felde Verbindung zu suchen. Mein Mann weihte dann Prof. Bohnenkamp in

das Bestehen und in die Arbeit des „Kreisauer Kreises“ ein, besprach mit ihm fortgesetzt Fragen der dort geplanten und vorbereiteten künftigen Kulturpolitik und nahm ihn für die leitende Stelle der künftigen Lehrerbildung in Aussicht.“

Der schon genannte Adolf Grimme schrieb am 27. März 1946:

„Gemeinsam mit diesem hat er eine besondere und einmalige Art des antifaschistischen Abwehrkampfes betrieben und entwickelt. Er ist nicht in die offene Opposition getreten, sondern hat sich dadurch gegen Maßregelungen und Verhaftung geschützt, daß er in die SA eingetreten ist und später zwangsläufig in die NSDAP überführt wurde. Auf diese Weise konnte er eine illegale Propagandatätigkeit entfalten und besonders an der Hochschule für Lehrerbildung in Cottbus eine antifaschistische Zelle bilden. Von 1933 bis 1939 sind durch ihn mehrere hundert Studenten und ein größerer Kreis von Dozenten entscheidend beeinflußt worden.

Während des Krieges hat er in der Wehrmacht die gleiche Arbeit fortgesetzt. Diese Tarnung konnte nur dadurch gelingen, dass er im Laufe der Jahre rangmäßig aufstieg, ohne jemals eine entsprechende Tätigkeit ausgeübt zu haben.

Ich habe mich trotz dieser formellen Zugehörigkeit entschlossen, Herrn B. der Militärregierung als Direktor einer Pädagogischen Hochschule vorzuschlagen, weil für mich feststeht erstens, daß Herr B. seit 1930 unbeirrbar den Nationalsozialismus bekämpft hat und auch nicht in den Zeiten der großen äußeren Erfolge an dieser seiner Haltung irre geworden ist und zweitens, daß er persönlich einen großen Einfluß auf die Studentenschaft besitzt und mir sichere Garantie bietet, daß sie kompromißlos und radikal im demokratischen Geiste erzogen wird.“

Ich könnte weitere Zitate von verschiedenen Personen bringen, die Akte Bohnenkamp enthält davon noch mehrere, lasse das aber aus Zeitgründen.

4. Denken und Handeln nach 1945

Im Frühjahr 1945 geriet Hans Bohnenkamp in britische Gefangenschaft. Er war zu dieser Zeit (seit November 1944) militärischer Leiter der Panzertruppenschule in Bergen in der Lüneburger Heide. Nun kam er in ein Internierungslager in der Nähe von Oostende. Dort begegnete er dem späteren Bundeskanzler Helmut Schmidt. Diese Begegnung war für den ehemaligen Wehrmachtsoffizier Schmidt von lebenswendender Bedeutung.

So schwierig es ist, Bohnenkamps innere Haltung nach dem Ersten Weltkrieg zu beschreiben, so eindeutig und klar ist also seine Haltung nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und damit nach dem Ende der NS-Herrschaft. Die Aussage von Helmut Schmidt bringt Bohnenkamps Auffassungen auf den Punkt, wenn er sagt, „Bohnenkamp hat mir beigebracht, was Demokratie und Rechtsstaat bedeuten.“ Die enge Freundschaft Bohnenkamps zu Adolf Reichwein und die über ihn vermittelten Kontakte zu Widerständlern, insbesondere im „Kreisauer Kreis“, hatten ihm die Abgründe der Hitler-Herrschaft in Deutschland deutlichst vor

Augen geführt. Dass alles anders werden müsse und wie der neu aufzubauende Staat auszusehen habe, stand ihm klar vor Augen. Er war gewillt, sich am Aufbau eines neuen Deutschland zu beteiligen und sich auf seinem Berufsfeld, Bildung und Erziehung, mit all seinen Erfahrungen einzubringen. Die Vorstellung vieler Menschen ging nach dem Ende der NS-Herrschaft dahin, es sei damit getan, die Veränderungen in Staat und Gesellschaft aus der Nazi Herrschaft zu eliminieren und dort wieder anzuknüpfen, wo man 1933 hatte aufhören müssen. Gerade im Bereich von Schule und Erziehung, insbesondere in der Lehrerbildung, hatte man ja in der Zeit der Kultusminister Becker und Grimme in Preußen Anfang der 30er Jahre einen Standard erreicht, der tragfähig zu sein schien und weiter hätte ausgebaut werden können, wenn nicht die Nazis dazwischengekommen wären. Menschen wie Bohnenkamp, die Anfang der 30er Jahre zu den tragenden Kräften der Schulpolitik gehört hatten, waren quasi Brückenbauer in die Zeit der Weimarer Republik. Eine ähnliche Funktion hatten übrigens auch eine Reihe von sozialdemokratischen Politikern, wie Kurt Schumacher oder Erich Ollenhauer, die sich nach dem Kriege in Hannover wiedertrafen und die ihrerseits ihre reformerischen Ansätze aus der Weimarer Zeit wieder aufnehmen wollten. Unterstützt wurden diese Tendenzen von der englischen Besatzungsmacht, die bestrebt war, die Verwaltung ihrer Zone möglichst bald wieder in deutsche Hände zu legen.

In der Nachkriegs-Politik tätige Menschen wie der frühere preußische Kultusminister Grimme, der als Nazigegner von den Engländern nach Hannover geholt worden war, und Grimmes für Hochschulen zuständiger Mitarbeiter im Ministerium, Otto Haase, erinnerten sich an Bohnenkamp und nahmen Kontakt zu ihm auf, um ihn in den Neuaufbau des Bildungswesens einzubinden. So wurde er schon 1945, bald nach seiner Entlassung aus dem Internierungslager, mit dem Aufbau einer Pädagogischen Hochschule in Celle beauftragt. An diese Aufgabe machte er sich umgehend, und so wurden bereits im Januar 1946 mit einem ersten, verkürzten Lehrgang Lehrer ausgebildet, die dringend benötigt wurden, um in den Schulen wieder planmäßig arbeiten zu können, denn mit körperlich oder seelisch beschädigten Kriegsheimkehrern, wieder aktivierten pensionierten Lehrern und verwitweten, vor langer Zeit ausgebildeten ehemaligen Lehrerinnen, war auf Dauer nicht gut Schule machen.

Bohnenkamp wurde 1946/47 (s. o.) auch in das Entnazifizierungsverfahren einbezogen. Den Älteren unter uns zur Erinnerung, den Jüngeren zur Kenntnis: Jeder Erwachsene musste in der Britischen Zone, in der Bohnenkamp lebte, ebenso wie in der Amerikanischen Zone einen vielseitigen Fragebogen beantworten, der sehr viele und sehr detaillierte Fragen zu früheren Tätigkeiten in NS-Organisationen stellte. Man konnte darüber hinaus der Entnazifizierungskammer zu seiner Entlastung Zeugnisse, Gutachten, Briefe von anderen, möglichst in den Augen der Besatzungsmächte glaubwürdigen Personen vorlegen, die Auskunft gaben über eine Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus oder über illegale Tätigkeiten in der NS-Zeit. In der Öffentlichkeit nannte man solche Dokumente „Persilscheine“. Diese im „Nachlass Bohnenkamp“ liegenden Dokumente

geben Auskunft über seine Einstellungen und sein politisches Verhalten in der Nazizeit.

Für ihn war das eine Zeit der intensiven Auseinandersetzung mit seiner Vergangenheit. Er formulierte Texte, in denen er sein Handeln in der NS-Zeit erläuterte und begründete, und er bat Gefährten von früher um die oben erwähnten „Persilscheine“. Was man da über ihn schrieb, machte überzeugend deutlich, dass er zu den Gegnern der Nazis gehört hatte und dass er sich vom System nicht hatte korrumpieren lassen (s. Zitate auf den Seiten 10 und 11). So stand seiner Tätigkeit in der Lehrerbildung nichts mehr im Wege.

Während Bohnenkamps Tätigkeit und insbesondere seine Arbeitsweise in den früheren Jahren kaum dokumentiert ist, hat er über seine Celler Zeit (1946–1953) und in den Jahren nach der Verlegung der Hochschule von Celle nach Osnabrück selber immer wieder geschrieben. So sind wir über seine Intentionen und vor allem über das Neue, das in mancher Hinsicht das modernisierte Alte aus den frühen 30er Jahren war, recht gut unterrichtet. Wie ein roter Faden zieht sich durch all diese Äußerungen hindurch, dass sein Menschenbild und seine Vorstellung vom Umgang der Menschen miteinander in hohem Maße von den Erfahrungen in der Jugendbewegung bestimmt gewesen sind. Immer wieder greift er auf diese Erfahrungen zurück, und dabei spielt, wenn ich das richtig sehe, auch besonders die Mischung aus geistiger Auseinandersetzung, Geselligkeit und musikischem Tun, wie er sie in der „Akademischen Vereinigung“ erfahren und gestaltet hatte, eine zentrale Rolle. So glichen die PH vor allem in Celle und Lüneburg, teilweise aber auch in Göttingen, Hannover und Braunschweig in gewisser Weise diesen akademischen Gruppierungen der 20er Jahre.

Auf die Besonderheiten der Lehrerausbildung in Niedersachsen in den 50er Jahren einzugehen, ist hier nicht der Ort. Ich möchte allerdings eine persönliche Bemerkung anfügen: Meine ältere Schwester studierte Anfang der 50er Jahre an der PH Lüneburg, und was sie zu Hause darüber erzählte: die Nähe zu den Dozenten, die enge Verzahnung von Theorie und Praxis, das gemeinsame Wandern, Singen und Theaterspiel, die überspringende Begeisterung für eine produktive Arbeit mit den Kindern war meilenweit von dem entfernt, was ich als Lehrerausbildung erlebte, als ich erst an der PH Heidelberg und dann an der PH Weingarten einen Lehrauftrag hatte.

5. Bohnenkamps Rolle bei der Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens nach 1945

Seine Arbeit an der PH Celle (1946–1953) und an der PH Osnabrück sowie seine Vernetzung mit anderen Reformpädagogen machten Bohnenkamp in den 1950er/60er Jahren zu einem gefragten Ratgeber, und er wurde zur Mitarbeit eingeladen von verschiedensten Gremien, die sich um Grundsatzfragen eines politischen Neuanfangs nach 1945 und die Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens Gedanken machten. So war er von 1952 bis 1958 Vorsitzender und bis 1962 Mitglied des „Arbeitskrei-

ses Pädagogischer Hochschulen“, 1953 bis 1965 Mitglied im „Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen“ und Mitherausgeber der Gesamtausgabe von dessen Empfehlungen und Gutachten 1966. Seit 1962 Mitglied des Beirates des „Arbeitskreises deutscher Bildungsstätten“ und bis 1967 sein Vorsitzender. Von 1958 bis 1967 war er Mitglied des „Beirates für Fragen der Inneren Führung der Bundeswehr“ und dort 1. Sprecher bis 1962 und 2. Sprecher bis 1967. Aber ebenso durch Vorträge hier und da und vor allem durch eine Fülle von Beiträgen in verschiedensten Publikationsorganen, die ihn teilweise auch in ihren Herausgeberkreis geholt hatten, gab er Anstöße und übte einen großen Einfluss aus. Seine Arbeit fand natürlich viel Anerkennung bei seinen Studenten, er wurde von seinen Kollegen geschätzt und zu Tagungen von Älterenkreisen aus der Jugendbewegung, wie dem Freideutschen Kreis, bei verschiedensten Gelegenheiten eingeladen. Aber auch in der Öffentlichkeit fand seine Arbeit Anerkennung, so bekam er für seine bildungs- und kulturpolitische Tätigkeit 1958 das Große Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens sowie 1963 das Große Verdienstkreuz des Niedersächsischen Verdienstordens und 1967 die Justus-Möser-Medaille der Stadt Osnabrück.

Mittlerweile freilich weht der Wind in der Erziehungswissenschaft und der angewandten Pädagogik aus einer oder in eine ganz andere Richtung. Das begann in den 60er Jahren und hatte, wie man konzedieren muss, seine guten Gründe. Auch in den Pädagogischen Hochschulen, wo es sie noch gibt, beziehungsweise bei den Pädagogik-Lehrstühlen an den Universitäten und in der Lehrerbildung hat sich seit den 1970er Jahren viel verändert. Von der reformpädagogisch motivierten „Erziehung mit Kopf, Herz und Hand“ ist zur Zeit in den öffentlichen Höheren Schulen nicht viel zu finden, allerdings kann man andererseits sagen, „so viel reformpädagogisches Arbeiten“ wie heute gab es in den Grundschulen in den letzten hundert Jahren noch nie. Allerdings ich persönlich wünschte dem heutigen Schulwesen bisweilen „wieder etwas mehr Bohnenkamp“.

Anmerkungen

- 1 Elisabeth Korn; Otto Suppert; Karl Vogt (Hrsg. im Auftrage des Hauptausschusses zur Vorbereitung des Meißnertages 1963): Die Jugendbewegung. Welt und Wirkung, Düsseldorf, Köln 1963, darin: Hans Bohnenkamp: Jugendbewegung und Schulreform, S. 34-52.
- 2 Ludwig J. Pongratz (Hg.): Pädagogik in Selbstdarstellungen, Hamburg 1975, S. 64-94.
- 3 Barbara Stambolis (Hg.): Jugendbewegt geprägt, Göttingen 2013, darin: Barbara Stambolis: Hans Bohnenkamp, S. 137-148.
- 4 Johanna Harder; Helmuth Kittel; Horst Wetterling: Herausgefordert. Aufsätze aus 25 Jahren von Hans Bohnenkamp (Osnabrücker Schriften zum Bildungswesen), Osnabrück 1973.
- 5 Bohnenkamp (1963), S. 37 f.
- 6 Bohnenkamp (1963), S. 48.
- 7 Bohnenkamp (1963), S. 36 f.
- 8 Ullrich Amlung in: reichwein forum, Nr. 9, Dezember 2006, S. 6-14.
- 9 Vgl. dazu Hartmut Alpei: Wiederaufbau und Neuordnung der Lehrerbildung in Niedersachsen nach 1945. Ein Brückenschlag zurück in die Weimarer Republik, getragen von Menschen aus der Jugendbewegung der 1920er Jahre, in: Barbara Stambolis (Hg.): Die Jugendbewegung und ihre Wirkungen, Göttingen 2015, S. 327-342.
- 10 Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein (AdJB).
- 11 Dieses und die folgenden Dokumente befinden sich im Archiv der deutschen Jugendbewegung.

JÜRGEN REULECKE

„Wir wollen zu Land ausfahren...“

Hjalmar Kutzleb, ein problematischer Wandervogel:
Autor und Lehrer in Minden von 1919 bis 1935

Um den biographischen Besonderheiten jenes Autors auf die Spur zu kommen, der 1911 den Text des ersten in der bürgerlichen Jugendbewegung entstandenen und den meisten älteren Zeitgenossen wohl noch gut bekannten Liedes „Wir wollen zu Land ausfahren“ geschaffen hat, liegt es nahe, sich der im Titel dieses Beitrags als „problematisch“ charakterisierten Person – entsprechend den fünf Akten des klassischen Dramas à la Gustav Freytag – in fünf Ringen anzunähern. Vorweg jedoch die Ankündigung, dass das „Problematische“ der Person Kutzleb erst im fünften Akt eine Rolle spielen wird. Zunächst soll es in vier Schritten um den Versuch einer sachlichen Vorstellung seiner Wanderung durch die Zeit von 1885 bis 1959 gehen, wobei im ersten Akt – kurz und knapp – die äußeren Daten seiner Biographie im Mittelpunkt stehen.

Die Etappen von Kutzlebs Wanderung durch die Zeit waren im Wesentlichen mit drei Heimatregionen verbunden: zunächst mit der Gegend um Gotha in Thüringen bis zu seinem Abitur, dann – nach seinem Studium in Leipzig und Marburg und seinen Weltkriegserfahrungen – von 1919 bis 1935 mit Minden und anschließend mit Weilburg an der Lahn. Der Begriff „Heimat“ ist hier von besonderer Bedeutung, weil Kutzleb später immer wieder die lebensgeschichtliche Bedeutung der individuellen Heimerfahrung und eines örtlichen wie psychischen Zuhause seins betont hat, was von ihm bereits in der zweiten Strophe seines berühmten Liedes ausdrücklich angesprochen worden ist. Als Ältester von insgesamt acht Kindern eines Gothaer Bankbeamten wurde er am 23. Dezember 1885 in dem Ort Siebleben bei Gotha (mit Blick auf den herausragenden „Inselberg“, den vierthöchsten Berg des Thüringer Waldes) geboren. Während seiner ersten Semester an der Leipziger Universität – er begann dort 1905 ein Studium in den Fächern Philosophie, Germanistik, Geschichte und Geographie – lernte er die Jugendbewegung der Wandervögel kennen, begeisterte sich dafür, wurde Mitglied im „Altwandervogel“, gründete eine Ortsgruppe, die in Thüringen bald Vorbildcharakter besaß, und wurde nach seinem Überwechseln an die Universität Marburg Mitglied der dortigen abstinenten jugendbewegten Korporation „Hochwacht“. Nach dem Staatsexamen 1909 bekleidete er nach seiner Studienreferendarausbildung in Weilburg an der Lahn und nach kurzen Tätigkeiten in Guben und Finsterwalde für kurze Zeit eine Studienratsstelle in Berlin, ehe er im Krieg als Unteroffizier auf dem Balkan und in Frankreich eingesetzt war. Nach dem Kriegsende gelang es ihm, ab 1919 eine Studienratsstelle am Mädchengymnasium in Minden zu erhalten, die er sechzehn Jahre lang



*Hjalmar Kutzleb,
undatierte Aufnahme
Foto: Kommunalarchiv
Minden*

innehatte, ehe er 1935 das ihm vom zuständigen Berliner Ministerium gemachte Angebot annahm, als Pädagogikprofessor (ohne Promotion!) an die Weilburger Pädagogische Hochschule zu wechseln. Anfang der 1950er Jahre trat er nach seiner Entnazifizierung (nach viereinhalb Jahren offiziell am 21.2.1951 aufgrund eines Beschlusses der Zentralspruchkammer Hessen) zwar in den Ruhestand, unterrichtet jedoch später wegen Lehrermangels noch bis 1957 Religion und Deutsch an einem Weilburger Gymnasium, ehe er auf einer Besuchsreise zu seinem Sohn Gero in Celle am 19. April 1959 starb.

Der zweite Akt Kutzleb soll nun um dessen Auftreten in der Wandervogelbewegung vor dem Ersten Weltkrieg und darüber hinaus kreisen. Rückblickend hat Kutzleb, der sich auch die Fahrtennamen „Kutz“ und „Horant“ zulegte, einmal festgestellt, der Wandervogel sei ihm von vorn herein auf den Leib geschnitten gewesen.¹ Bald nach dem Beginn seines Studiums in Leipzig entwickelte er eine Fülle von Aktivitäten, so dass er bereits 1906/07 zum ersten Kreisleiter des Altwandervogelkreises für Sachsen und Schlesien gewählt wurde. Vor allem die von ihm durchgeführten Wanderfahrten mit Jungen aus Gotha, Arnstadt und Erfurt machten ihn in Wandervogelkreisen berühmt, und er fühlte sich deshalb auch bald herausgefordert, seine Meinung über die Wandervogelbewegung und deren

Qualitäten zu Papier zu bringen. So schrieb er 1910 als 24-Jähriger für die Zeitschrift des „Jungwandervogel“ einen Beitrag mit dem Titel „Freunde und Führer“², in dem er den „ganzen heimlichen Zauber“ beschwor, den der Wandervogel auf Jungen ausübe: Dieser Zauber, so Kutzleb, erblühe „aus dem Gefühl einer Zusammengehörigkeit, die mehr ist als bloße Kameradschaft auf den Fahrten, mehr als gemeinsamer Dienst für eine Sache,“ denn dabei spiele im Alter zwischen zwölf und zwanzig nicht nur die Suche der Jungen nach gleichaltrigen Freunden, sondern gerade auch nach dem „herzlichen Entgegenkommen“ älterer und reiferer Freunde eine zentrale Rolle. Die Möglichkeit, mit einem Älteren umzugehen, „der nicht in Tanzvergnügen, Alkohol und Skat und anderen männlichen Genüssen aufgeht, der ein Stück vom älteren Bruder“ sei, habe, so Kutzleb in einem weiteren Essay aus dem Jahre 1911³, den Wandervogel „groß gemacht“. Der übliche „Anstandsunterricht und der Tanzstundenschliff“, die dazu führten, dass manche Jungen glaubten, schon mit fünfzehn Jahren ein junger Herr zu sein, seien reine Torheiten. Stattdessen müsse ein Junge so lange wie möglich Junge bleiben, um durch die Wandervogelbewegung die Welt und besonders die Natur zu entdecken und so zum Mann zu werden, der mit gesundem Auge zwischen Plunder und Spiegelstecherei auf der einen Seite und dem Guten und Echten auf der anderen Seite zu unterscheiden wisse. Dass von Kutzleb hier auch eine ausdrücklich männerbündische Welt beschworen worden ist, liegt auf der Hand: Über „Mädel aus dem Wandervogel“ hat er sich deshalb gelegentlich sogar, so zum Beispiel 1922 in einer seiner frühen Publikationen, „geradezu provozierend abfällig“ geäußert.⁴

Die gesamte Gefühligkeit, die das Leben in den Wandervogelgruppen in deutlicher Absetzung von den vor dem Ersten Weltkrieg weit verbreiteten autoritären Verhältnissen in Elternhaus und Schule bestimmte, hat Kutzleb dann in seinem 1910/11 entstandenen vierstrophigen Gedicht „Wandervogelausfahrt“ in einer Weise auf den Punkt gebracht, die Werner Helwig 1960 in einem Nachruf auf Kutzleb folgendermaßen treffend beschrieben hat: „Durch dich bekam unser Sein in der Zeit zum ersten Mal Klang und Wort im Gedicht.“⁵ „Zum ersten Mal“ ist keine Übertreibung, denn nach der intensiv betriebenen Wiederentdeckung deutscher Volkslieder in Wandervogelkreisen, vor allem von Hans Breuer in seinem Liederbuch „Zupfgeigenhansl“, von Hanns Heeren in den Liederbüchern „Rosmarin und Rosen. Anspruchslose Weisen“ und „Lieder zur Laute aus dem Rosengarten“ usw., ist die „Wandervogelausfahrt“ Kutzlebs „Wir wollen zu Land ausfahren über die Fluren weit, aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit“ tatsächlich das allererste in der Jugendbewegung neu entstandene und dann bald weit verbreitete Lied gewesen. In geradezu idealer Weise beschwor das Gedicht Horants (= Kutzleb) eine jugendliche Aufbruchsehnsucht und ein romantisches Naturverständnis ebenso wie ein spezielles Wir-Gefühl, das damals die sich im konkreten wie im übertragenen Sinn auf „Ausfahrt“ begebenden Wandervogel und Freideutschen bestimmte. Im Grunde geht es hier um die Kernfrage, wie man als Mitglied einer jugendbewegten Gruppe unter Anleitung eines

Führers seinen individuellen Weg in die Welt – in die Ferne ebenso wie zu Hause – findet und zu einem sicheren „Selbst“ wird – ein Thema, das dann auch 1913 rings um das Treffen der „Freideutschen Jugend“ auf dem Hohen Meißner, besonders in der Deutung der dort formulierten „Meißnerformel“, eine wichtige Rolle spielte und seither in jugendbewegten Kreisen bis heute spielt.⁶

Angeregt hatte den eifrigen Volksliedsammler Kutzleb zu dem im Frühjahr 1911 in der Zeitschrift „Jung-Wandervogel“ veröffentlichten Gedicht⁷ neben seinen vielen Wanderungen auf den Inselfberg bei Gotha die gut hundert Jahre vorher von dem Romantiker Novalis beschworene Sehnsucht nach der „blauen Blume“ als Verkörperung einer Sehnsucht nach Gewinnung des individuellen Selbst.⁸ Kurze Zeit später, 1912, hat dann sein Wandervogelfreund Kurt von Burkersroda (1893–1917), genannt Bux, eine Melodie dazu geschaffen, so dass das Gedicht von nun an als Lied eine immens ausufernde Verbreitung bis in die 1950er und frühen 1960er Jahre fand.⁹ Es wurde vielfach nachgedruckt und tauchte auch noch Anfang 1934 in dem im jugendbewegten, aber dann vom NS-Regime verbotenen Verlag von Günther Wolff in Plauen herausgebrachten Liederbuch des Obergebiets West der HJ „Uns geht die Sonne nicht unter“ auf. Anschließend wurde es jedoch in den von Baldur von Schirach und seinen Leuten herausgebrachten Liederbüchern unterschlagen (obwohl es in HJ- und in BDM-Gruppen auch weiterhin viel gesungen wurde). Erst nach dem Ende des Naziregimes fand es sofort wieder in einer Vielzahl von Liederbüchern eine große Verbreitung und spielte auch im Musikunterricht der damaligen Jahre eine zentrale Rolle. Um Kutzleb selbst zu Wort kommen zu lassen: Seinen Freund Bux (Kurt von Burkersroda) hat er rückblickend einmal folgendermaßen charakterisiert. Bux sei, so Kutzleb, einer ihrer wildesten Burschen gewesen:

„Er konnte vor Romantik schmelzen wie Butter und konnte ruppig sein wie ein Holzfäller. (...) Er schwelgte in faulen Witzen und war der zarteste Kamerad. Dem tat es das Gedicht an, und eines Tages zupfte und sang er eine Melodie dazu vor. Wir platzten keineswegs vor Beifall, aber der eine und andere sang es nach auf Fahrten, auf Gauthingen und im Nest. Weder der Dichter noch der Töner hatten das vorberechnet und erwartet, indes schön war es doch, als es eines Tages unser Lied geworden war.“¹⁰

Nach seinem Examen und dem Beginn seiner Lehrerausbildung 1909/10 (als Referendar in Weilburg an der Lahn, wo er übrigens die Gründung einer Gruppe des Jungwandervogels angeregt hat) mit dem Ziel, in den Staatsdienst zu gelangen, hat Kutzleb dann seine konkrete jugendbewegte Wandervogelphase offenbar für abgeschlossen gehalten, allerdings weiterhin Stellungnahmen zu jugendbewegten Fragestellungen geschrieben sowie Kontakte zu jugendbewegten Freunden gepflegt, so zum Beispiel zu dem Maler und ironischen Zeichner A. Paul Weber (1893–1980). Dieser war es dann, der 1921 die erste eigenständige Publikation von Kutzleb mit neun Zeichnungen ausgestattet hat: einen Gedichtband mit dem Titel „Landfahrerbuch“, in dem auch „Wir wollen zu Land ausfahren“ wieder abgedruckt worden ist.¹¹

Nach diesen Hinweisen liegt jetzt der Einstieg in den dritten Akt des Dramas Kutzleb nahe, nämlich in die Zeit seiner Aktivitäten in Minden von 1919 bis 1935 und anschließend dann in Weilburg an der Lahn, dort zunächst einmal bis zum Ende der NS-Herrschaft und des Weltkrieges. Neben seinem offenbar sehr positiven Wirken als Lehrender im Mindener Lyzeum mit einem speziellen Charisma begann nach dem Ersten Weltkrieg eine geradezu uferlose Tätigkeit Kutzlebs als Autor. Sein Gesamtwerk, das er bis weit in die 1950er Jahre hinein geschaffen hat, umfasst neben vielen Essays und Gedichten mehr als sechzig Romane und Novellen – anfangs übrigens mehrfach, wie schon erwähnt, von A. Paul Weber illustriert: Über 500.000 Exemplare der von ihm geschaffenen Bücher seien im Laufe der Zeit verkauft worden, heißt es. Bereits 1933 wurde er in der westfälischen Presse als „Dichter deutscher Erneuerung“ gerühmt. Seine ganze Liebe und Hoffnung, so war etwa in einem Artikel vom Januar 1933 im „Mindener Tageblatt“ und wörtlich nachgedruckt auch im Februar 1933 in den „Westfälischen Neuesten Nachrichten“ zu lesen, sei auf Deutschlands innere und äußere Gesundung gerichtet:¹² Als einem nun alten Wandervogel sei in ihm schon in der Schülerzeit „das Bekenntnis zu Volkstum und Heimatscholle“ geweckt worden. Der „in ihren Anfängen gesunden und kerndeutschen Bewegung“ der Wandervogel, von der viele Anregungen jetzt in die HJ übernommen worden seien, sei Kutzleb innerlich treu geblieben. Als „alter Stahlhelmer“ habe er sich „schon immer für Deutschlands ruhmreiche und ehrenvolle Erneuerung eingesetzt“, und jetzt marschiere er „in der vordersten Front unserer nationalen Dichter und Schriftsteller.“ Von den entarteten Stadtmenschen wolle er nichts wissen, und mit den volksfremden Asphaltliteraten gehe er „gar streng ins Gericht“, wie seine jüngst erschienenen Romane „Haus der Genesung“ und „Morgenluft in Schilda“ zeigten, denn darin werde sein Glaube „an Blut und Rasse immer wieder bestätigt.“ Schon früh habe er zudem die klare Forderung nach einem großen volksverbundenen Führer gestellt. Unter anderem habe er schon 1922 folgende Sätze aufs Papier gebracht: „Soviel ist und bleibt gewiss, dass die bürgerliche Bildung und das heißt der Persönlichkeitswahn des Liberalismus abgewirtschaftet hat. Wir brauchen eine Bindung des Einzelnen an das Volk und an den Stand und an den Führer.“

Neben solchen zu dieser Zeit offenbar recht eindeutigen Erwartungen Kutzlebs an das beginnende NS-Regime und neben seinen seit 1927 regelmäßig erscheinenden Romanen, in denen er zum Beispiel ironisch-bissig immer wieder, so ist in einem Artikel vom April 1935 in den Mindener Heimatblättern zu lesen, an konkreten Orten die alltäglichen Torheiten der Menschen, „ihren Leichtsinn, unbegrenzten Optimismus, ihr Schieberum, ihre Klatschsucht und Wurmstichigkeit“ aufs Korn genommen habe, um stattdessen ein neues mannhaftes Bauerntum mit intensiver Bejahung der Heimatscholle zu propagieren¹³– neben solchen Schriften wandte sich Kutzleb schon früh der Heimatgeschichte zu, war Mitbegründer und erster Vorsitzender des 1922 gegründeten Mindener Geschichtsvereins und schrieb historische Texte sowohl zum Mindener Raum als auch zum Ger-

manentum und 1934 den vielbeachteten Roman „Der erste Deutsche“ über Hermann den Cherusker. Kritik hatte er sich allerdings zugezogen, als er in dem Ortsführer „Minden und die Porta Westfalica“ aus dem Jahre 1924 nicht nur die positiven und schönen Seiten Mindens hervorgehoben hatte, sondern auch „das Hässliche hässlich nannte“ und betonte, dass die Erkenntnis des Minderwertigen nicht von einem ausschließlichen Blick auf das Wertvolle verdrängt werden dürfe.¹⁴

Man könnte jetzt in dieser Weise, bezogen auf Kutzlebs Schriftsteller-tätigkeit, mit vielen Zitaten weiter fortfahren – dazu im letzten Akt noch einige Hinweise! Zur aktuellen Jugendbewegungsszene in Minden in den 1920er Jahre hatte Kutzleb zwar Kontakte, aber keine maßgeblichen, wie der damalige bündische Führer Hans Kuhnakusch (1899–1988) im Jahre 1987 in einem Interview bestätigt hat. Immerhin vermietete bzw. verkaufte Kutzleb bei seinem Wegzug im Herbst 1935 von Minden nach Weilburg sein Haus Karolingerring 53 an den Wandervogelfreund Fritz Moelle, dem er aus Weilburg über seinen neuen Wohnort folgendes schrieb:

„Das Nest hat viertausend Einwohner, ein Riesenschloss, so groß wie etwa das Heidelberger, Park, Felsen, Wasser, Berge, Berge und immer Berge, aber weder Industrie nach Straßenbahn und sonstige Errungenschaften. Vielen schönen Barock, Gras zwischen den Pflastersteinen und Menschen von etwas zurückgebliebener Gemütsart, etwa wie in Petershagen.“¹⁵

Der Entschluss, aufgrund einer Nachfrage des Reichserziehungsministeriums die Stelle eines Hochschullehrers an einer der Hochschulen für Lehrerbildung anzutreten, war ihm, so behauptete er später, nicht leicht gefallen, denn Kutzleb hatte sich nach eigenen Worten Mitte der 1930er Jahre darauf eingestellt, seinen Lebensabend in seiner zweiten Heimat, also in Minden zu verbringen.¹⁶ Allerdings gab es neben dem Aufstieg auf der Karriereleiter zum Professor (ohne Promotion!) an einer Pädagogischen Hochschule zwei zusätzliche handfeste Gründe, Minden zu verlassen: Der eine war, wie er geschrieben hat, die „peinliche und nachgerade gefährliche“ Verfolgung durch eine von „hysterischer Liebesglut“ besessene Frau eines Kollegen; der andere Grund war, dass sich, so Kutzleb, einige Mindener Bürger, weil sie sich in seinem Roman „Morgenluft in Schilda“ von ihm „konterfeit“ gefühlt hätten, „mit den Mitteln einer kleinlichen gesellschaftlichen Herumstänkerei zu rächen“ versuchten.¹⁷ Er war sich übrigens auch darüber im Klaren, dass Bekannte von ihm, die eine größere Distanz zum NS-Regime als er besaßen, diese Beförderung als Belohnung für einen Gesinnungswechsel in Richtung NS deuten konnten. Aber als er den Entschluss, aus Minden wegzugehen, nach einem ersten Besuch in Weilburg im Februar definitiv gefasst hatte – so wörtlich Kutzleb als ehemaliger Wandervogel – „ergriff mich – ich fühlte mich wirklich einmal ganz als der Überwältigte und Gepackte – ein Vorgefühl von neuen Abenteuern, wie ich sie nur in meinen frühen Jahren gekannt hatte.“¹⁸ Und tatsächlich wurde von nun an Weilburg ausdrücklich Kutzlebs dritte Heimat – bestimmt einerseits durch seine Professorentätigkeit und seine Mitarbeit im „Nassauischen Verein für Altertumskunde und Geschichtsforschung“, andererseits aber nun auch durch die Publikation einer Reihe

von weiteren Romanen, die sich jetzt auf den Weilburger Raum bezogen, außerdem von Jugendbüchern, von Geschichtsdarstellungen (besonders zur Vorgeschichtsforschung), von Sagenbänden für den Schulunterricht (bezogen auf das Altertum und das Mittelalter). Sein Weilburger Haus wurde bald zu einem viel besuchten Treffpunkt der Hochschulkollegen und auch von Studenten. Ein stärker protestantisch-kirchlich ausgerichtetes Engagement begann er dann 1943 nach dem Tod seines zweiten Sohnes Wolfram als Rekrut bei Freiburg: Kutzleb wurde in den Weilburger Kirchenvorstand berufen, war bei Kriegsende Sprecher der Kreissynode in der Hessen-Nassauischen Landessynode sowie Mitglied eines kirchlichen Visitationsausschusses und gründete einen evangelischen Abendkreis mit akademischem Anspruch. Nachdem die Weilburger Hochschule in der Kriegsendphase geschlossen worden war, wurde er zunächst an die PH Koblenz abgeordnet, aber nach Kriegsende in Weilheim beim Wiederaufbau des Pädagogischen Instituts wieder eingesetzt, was das zuständige amerikanische CIC (Counter Intelligence Corps) ebenso wie das hessische Kultusministerium ohne Vorbehalte genehmigte, doch dann begann eine neue und zwar eine herausfordernd-kritische Phase für ihn.

Damit ist der Übergang in Richtung auf den vierten Akt des Dramas Kutzleb angesprochen, d.h. auf seine Zeit nach Kriegsende mit Anmerkungen insbesondere zu seiner Entnazifizierung. Kutzleb ist zwar trotz einer Reihe von Grundüberzeugungen, die die meisten Nationalsozialisten in ähnlicher Weise vertraten, z.B. die völkische Blut- und Bodenideologie, die rassistische Ablehnung des Judentums und die Befürwortung des Führerprinzips, nicht in die NSDAP eingetreten, war aber – zum Teil aus beruflichen Gründen – Mitglied in einer Reihe von Verbänden, die von der NS-Politik vorgegebene Themenfelder weitgehend beherrschten, so zum Beispiel in der NS-Volkswohlfahrt ab 1933, im NS-Lehrerbund von 1933 bis 1935 und im NS-Dozentenbund von 1935 bis 1941 sowie ab 1934 in der von Goebbels gegründeten Reichsschrifttumskammer.¹⁹ Wegen dieser Mitgliedschaften erhielt er aufgrund des am 5. März 1946 erlassenen „Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ Anfang Oktober 1946 eine Klageschrift mit der Aufforderung zu einer gerichtlichen Verhandlung vor der „Spruchkammer Oberlahn“. Ein längeres Verfahren begann daraufhin, wobei nicht so sehr Kutzlebs Mitgliedschaft in NS-Verbänden, sondern seine schriftstellerische Tätigkeit in der frühen NS-Zeit im Mittelpunkt stand und das Verfahren von Weilburg schließlich an die Spruchkammer Marburg überwiesen wurde. In diesem Kontext wurde er dann aufgrund eines Kabinettsbeschlusses vom Herbst 1949 Anfang Januar 1950 in den Ruhestand versetzt. Kutzleb empfand das als massive „Ehrenkränkung“ und beschwerte sich beim Kultusminister in Wiesbaden, dass er sich gegen diverse, von „politischer und persönlicher Gehässigkeit“ bestimmte Verdächtigungen (vor allem aus SPD-Kreisen, wie er, der seit Anfang 1946 CDU-Mitglied in Weilheim geworden war, vermutete) nicht habe wehren können. Allerdings hat er dann noch einige Zeit in einem Weilburger Gymnasium angesichts des Lehrermangels Unterricht erteilt. Dass sein Ruf als Schriftsteller aber in der Folgezeit nicht

gelitten hatte, zeigen diverse Zeitungsartikel ab 1950, so zum Beispiel zu seinem 65. und 70. Geburtstag, in denen ihm, dem „Dichter und Erzieher im Geiste Gotthelfs“ und begabten „deutschen Volkserzähler“, bestätigt wurde, dass er in erster Linie nicht literarisch glänzen wollen, sondern in seinen Schriften ein begnadeter Volkserzieher gewesen sei, aber kein „Moralist mit mahnend erhobnem Zeigefinger“.²⁰ Allerdings sei er keineswegs bequem gewesen, sondern seine „geistvoll-spritzige Ironie“ sei ebenso gefürchtet gewesen „wie sein gerades, unverbogenes Wort“. Hinter allem habe aber immer „das Ringen um Wahrhaftigkeit“ gestanden. In ein eindeutiges literarisches Schema habe er jedenfalls nicht gepasst.

Nach solchen weitgehend positiven Beurteilungen Kutzlebs und seines literarischen Schaffens, die aus der Zeit bis Anfang der 1960er Jahre stammen und auch die Nachrufe anlässlich seines Todes im April 1959 bestimmten (man überlegte in Minden sogar, eine Schule nach ihm zu benennen), dauerte es dann noch mehr als ein Jahrzehnt, bis erste kritische Stellungnahmen geäußert wurden, die schließlich in eine breitere ideologiekritische Interpretation der Schriften und der Person Kutzlebs einmündeten. Der nun folgende fünfte und letzte Akt des Dramas Kutzleb läuft deshalb darauf hinaus, zum einen kurz die Hauptpunkte und die Art dieser Kritik vorzustellen, zum anderen aber auch einen vorläufigen Versuch zu unternehmen, den Dichter des Liedes „Wir wollen zu Land ausfahren“, durch das er heute noch vielen älteren Zeitgenossen bekannt ist, mentalitäts- bzw. erfahrungsgeschichtlich in die Zeit zu stellen. In den bisherigen vier Schritten ist ja bewusst auf rückblickende Be- und Verurteilungen aus heutiger Sicht verzichtet worden, denn es sollte zunächst einmal eine sachliche Darstellung von Kutzlebs Wanderung durch das frühe 20. Jahrhundert nach dem Beginn seiner „Wandervogelausfahrt“ im Mittelpunkt stehen.

Eine erste kritische Distanzierung von Kutzlebs Werk und Wirken startete mit einem Aufsatz Anfang der 1970er Jahre, in dem es um die Geschichte des Mindener Geschichtsvereins ging und der Verfasser Hans Nordsiek mit deutlicher Betroffenheit feststellte, dass Kutzleb Anfang der 1920er Jahre keineswegs die Weimarer Republik positiv beurteilt habe, im Gegenteil.²¹ Es folgte dann Anfang der 1980er Jahre ein Überblick über die Entwicklung der westfälischen Literaturszene vom 19. Jahrhundert bis 1945, in dem u.a. Kutzlebs Antisemitismus, seine Hinwendung zur Rassentheorie und seine Unterstützung des Führerkults hervorgehoben und er geradezu als „Vorkämpfer und Streiter für Adolf Hitler“ charakterisiert wurde.²² Insgesamt aber verschwand Kutzleb wohl weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein und tauchte nur noch in fachwissenschaftlichen Kontexten hier und da am Rande auf, bis dann 2006 der aus Barkhausen bei Minden stammende Regionalforscher Fritz W. Franzmeyer in dem Jahrbuch „Literatur in Westfalen“ einen viel beachteten und auf breiter Quellenrecherche beruhenden Aufsatz mit dem Titel „Hjalmar Kutzleb (1885–1959). Mindener Heimatschriftsteller, Gesellschaftskritiker, Antisemit“ veröffentlichte.²³ Franzmeyer ging es nicht in erster Linie

um eine literaturwissenschaftliche Interpretation der Texte, sondern um eine „biographiekritische Analyse seiner Schriften (mit) Einblicke(n) in ‚geschichtstreibende‘ Kräfte.“²⁴ Vor allem drei Romane aus den Jahren 1932 bis 1934 waren es, anhand derer der Verfasser den Autor Kutzleb in die Zeit stellte: „Haus der Genesung. Ein Sanatoriums-Roman“ (1932), „Morgenluft in Schilda. Roman einer kleinen Stadt“ (1933) und „Der erste Deutsche. Roman Hermann des Cheruskers“ (1934). In ihnen, so Franzmeyer, werde „manche ideologische Obsession Kutzlebs beispielhaft und vorgeblich lebensnah thematisiert“²⁵, und dieses Urteil belegt er anhand von zum Teil langen Zitaten an drei Bereichen: an Kutzlebs Bild der Frau, an seinem Bild vom Führertum bzw. von der Demokratie und an seinem Bild von den Juden. In seinen Werken, so Franzmeyer, sei Kutzleb bei der Darstellung dieser Bilder nicht vor Abgegriffenheiten und Manierismen sowie von einem satirischen, unverblühten und von Plattheiten geprägten Stil zurückgeschreckt.²⁶ Er habe sich dabei vor allem als „Ankläger gegen Großmannssucht, Selbstbereicherung, Opportunismus und Dummheit verstanden“ und sich einem Wertekanon verbunden gefühlt, den er in seiner Wandervogelzeit infolge einer frühen Entscheidung für die völkische Richtung der Jugendbewegung kennen gelernt habe.²⁷ Eine zwiespältige Selbstbeurteilung Kutzlebs aus dem Jahre 1934 in Richtung auf dessen Kritik am damals „wildgewordenen Spießertum“ lieferte dem Verfasser einen wichtigen Deutungsimpuls: Es seien laut Kutzleb „die halb- und viertelgebildeten Fanatiker, die uns die Blähungen ihrer Phantasie als Wissenschaft von Rasse, Germanentum, nordischer Urschrift und was weiß ich vorsetzen.“²⁸ Ein solcher Satz, so Franzmeyer, könne zwar auf den ersten Blick auch als deutliche Kritik und selbstgefährdender Widerstand gegen das NS-Regime gedeutet werden und über „manche ideologische Obsession“ Kutzlebs hinwegtäuschen, doch sei das keineswegs zutreffend: Von Grund auf sei dieser nämlich seit Anfang der 1920er Jahre „der Blut- und Boden-Ideologie, dem Führerprinzip, dem Rassenwahn verhaftet gewesen.“ Hervorgegangen sei eine solche Grundeinstellung aus Kutzlebs tiefer Enttäuschung über die Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg, in dem die Guten und Braven sich aufgeopfert und letztlich nur die Kriegsgewinnler überlebt hätten, und Franzmeyer zitiert dazu eine Passage aus dem Roman „Haus der Genesung“: „Was diesen Weltkrieg überlebt hat, was in dieser scheußlichen Geldkrankheit der letzten Jahre nicht verhungert oder irgendwie am Leben irre geworden ist, das sind die ganz hundsgemeinen Schlauköpfe, die Eingeweidewürmer der Menschheit, das schmierige, schleimige, tückische Gesipp der Schmarotzer und Aasvögel“, wobei Kutzleb damit wohl auch und nicht zuletzt die Juden gemeint habe, denn in Richtung auf das Judentum sei Kutzleb in jenen Jahren geradezu zu einem „geistigen Überzeugungstäter“ geworden.²⁹

Franzmeyers intensives, aber weitgehend auf die Anfang der 1930er Jahre verfassten Schriften Kutzlebs bezogenes Quellenstudium und das bisherige Umgehen mit dessen zwiespältiger Persönlichkeit läuft mit Blick auf die Aktivitäten Kutzlebs nach Kriegsende auf die Beurteilung hinaus, dass dieser wohl „innerlich ... einen Prozess der Gegenwartsverweige-

rung, der Gedankenflucht und der Verdrängung durchlaufen“ habe und er wie seine ihn positiv beurteilenden Zeitgenossen wie etwa Friedrich Rürup ohne Hinweise „auf Irrtum, auf Verstrickung (und) gegebenenfalls auf Reue“ in die 1950er Jahre hinübergewechselt seien. Mit Recht sei Kutzleb deshalb in Vergessenheit geraten.³⁰

Mit einem solch klaren Fazit à la Franzmeyer, gut belegt mit einer Reihe von Zitaten aus den Werken Kutzlebs, könnte jetzt der bisherige Versuch beendet werden, den als Wandervogel gestarteten Kutzleb anhand seiner Schriften „in die Zeit zu stellen“ – was gleichzeitig dann auch bedeuten würde, die Art des kritischen Rückblicks auf ihn in den letzten Jahren komplett zu akzeptieren.³¹ Allerdings war, wie gesagt, die kritische Beurteilung Kutzlebs der letzten Jahre fast ausschließlich durch den Blick auf seine literarischen Aktivitäten in den etwa zwölf Jahren von 1922 bis 1934 bestimmt, so dass Kutzlebs Weiterentwicklung im NS-Regime und seine Selbstsicht in der Folgezeit kaum eine Rolle gespielt haben.

Anzumerken ist nun, dass seit einer Weile ein umfangreicher, bisher jedoch noch nicht beachteter Nachlass Kutzlebs im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein existiert³² und sich darin nicht nur die Originalniederschrift seines berühmten Liedtextes „Wandervogel- ausfahrt“ vom Februar 1911 (s.u.), sondern z.B. aus dem Jahre 1937 auch eine durchaus selbstkritische Darstellung seines gesamten Handelns seit den 1920er Jahren mit dem Titel „Rechtfertigung“ von 73 Seiten Länge befindet. Außerdem enthält dieser Nachlass in immenser Breite Tagebuchnotizen, Briefe, Textentwürfe, Stellungnahmen, Dokumente (z.B. zu Entnazifizierung 1946 bis 1951) seit Mitte der 1920er Jahre. Nicht so sehr die literarische Bedeutung Kutzlebs ist daraus zu erschließen, aber doch die „Ausfahrt“ und das weitere „Fahren“ dieses eigentümlichen Wanderers durch die Zeit mit dessen subjektiven Verarbeitungen bzw. Bewältigungen der damit verbundenen „Erfahrungen“ bis zum Ende der 1950er Jahre. Kutzleb – ein mit dem Idealismus des Wandervogels gestarteter Angehöriger der in den 1880er Jahren geborenen Generation – ist aufgrund dieser Quellenlage geradezu als ein exemplarisches Mitglied einer recht spezifischen männlichen Altersgruppe erfahrungsgeschichtlich-psychohistorisch interpretierbar: einer Altersgruppe, die den Ersten Weltkrieg mit vielfältigen Erschütterungen als junge Männer überlebt und sich dann in der Folgezeit in der Gesellschaft der Weimarer Republik in Richtung Zukunft in widersprüchlicher, oft heterogener Weise zu orientieren versucht hat. Wie einige neuere Veröffentlichungen von jüngeren Forschern, die ohne erfahrungsgeschichtliche Kompetenz, sondern mit den Bewertungsmaßstäben heutiger Moralvorstellungen solche Biographien be- und zum Teil auch krass verurteilen, belegen, ist hier noch ein besonders herausforderndes Forschungsfeld zu beackern. Es könnte bzw. müsste sich deshalb jetzt eigentlich an die im vorliegenden Beitrag vorgeführten fünf Akte Kutzleb ein weiterer Beitrag anschließen, der dieser Problematik – exemplarisch bezogen auf Kutzleb – gewidmet ist, doch dazu wäre vorher noch ein intensiveres Quellenstudium bzw. eine gründlichere Auswertung vor allem des umfangreichen Nachlasses not-

wendig. Auf jeden Fall aber – so hat es der mit Kutzleb fast gleichaltrige französische Historiker Marc Bloch (1886–1944) einmal auf den Punkt gebracht – könne der Historiker kein rächender Erzengel sein; und Friedrich Nietzsche hat uns einmal zugerufen: „Ihr seid nicht klüger, ihr kommt nur später!“ Das bedeutet mit anderen Worten: Wer jene „Ausfahrt“ in Richtung „blaue Blume“ des Typus Kutzleb, der zu unserer Großväter- bzw. Urgroßvätergeneration gehört, seit Beginn des 20. Jahrhunderts einigermaßen einfühlsam begreifen, d.h. mit Empathie (was nicht mit Sympathie heißt!) verstehen will, der muss über durchaus sinnvolle Detailanalysen wie die von Franzmeyer, der „geschichtstreibende Kräfte“ in der Literatur am Beispiel Kutzlebs aufspüren wollte, deutlich hinausgehen und die ins Auge gefasste Person psychohistorisch-erfahrungsgeschichtlich in ihre Zeit und ihre Gesamtbiographie (hier z. B. nicht zuletzt mit Blick auf die spezifische „Generationalität“ dieser Altersgruppe) zu stellen versuchen.

Dieses hier jetzt umfassender angehen zu wollen, ist jedoch noch nicht möglich. Deshalb soll der vorliegende Beitrag an ein Ende kommen, das zugleich im positiven Wortsinn als Provokation gedacht ist. Es sollen nämlich jetzt abschließend nur noch einige kurze, aber inhaltlich wie sprachlich recht verblüffende und bisher unbeachtete Aussagen und Urteile Kutzlebs zitiert werden, die dessen sich wandelnde Sichtweise auf das NS-Regime und auf sich selbst ab etwa 1934/35 widerspiegeln, aber natürlich – und das liegt auf der Hand – noch genauer interpretiert werden müssten.

Zitat 1 (aus einer Antwort Kutzlebs Anfang 1934 auf eine Umfrage von Friedrich Rürup unter zeitgenössischen Autoren danach, wogegen sie zurzeit kämpfen³³): „Wogegen ich kämpfe? Immer gegen den nächsten Feind. Das ist zur Stunde der beschränkte Kopf, der sich Führerrang anmaßt, der wendige Anpäßling, der unbeschwert von Charakter und Gewissen aus jeder Lage seine Vorteile zieht, der geräuschvolle Phrasendreher, aus dessen leerem Stroh kein winziges Körnchen herausfällt. Es sind die halb- und viertelgebildeten Fanatiker, die uns die Blähungen ihrer Phantasie als Wissenschaft von Rasse, Germanentum, nordischer Urschrift und was weiß ich vorsetzen. Es ist mit einem Wort der wildgewordene Spießher. (...)“

Zitat 2 (1934) „Sehr viele Künstler sind nur dann bereit, gute Nationalsozialisten zu sein, wenn man ihnen die künstlerische ‚Freiheit‘ im Leben und Schaffen lässt. Aber die lässt man ihnen nicht.“³⁴

Zitat 3 (1935): „Je gründlicher man sich mit der Rassenlehre befasst, desto schwerer werden die Fragen, die auftauchen. Witzig zu sehen, wie viele gerade dies nicht bemerken.“³⁵

Zitat 4 (1936): „(...) Ich darf von mir behaupten, dass der eigentliche Kerngedanke des NS mir nicht aufgepredigt noch aufgenötigt worden

ist, sondern lange vor dem ‚Umbruch‘ gewachsen ist. Als selbständiger Geist bin ich hineingegangen und als selbständiger Geist gehe ich hindurch. Ich verhehle nicht, dass ich 1933 begeistert war, oder genauer, von großen Hoffnungen erfüllt, und dass ich heute ernüchert bin. (... Einen satirischen Roman darüber zu schreiben) ist mir aus inneren Gründen vorerst unmöglich. Habe ich doch, wenn auch in bescheidenem Raume, das Gegenwärtige mit heraufführen helfen und bringe ich doch noch die innere Freiheit, die Ablösung aus der Truppe, nicht auf, die den nötigen Abstand, die nötige Höhe gibt. Ich bekenne also, dass ich in gewissem Sinne an den gegenwärtigen Zuständen mit Schuld bin. Wenn hier von Schuld die Rede sein kann (...), so mag das Folgende zeigen, wie ein Mensch mit dem redlichen Willen und der saubersten Absicht Dinge und Gesinnungen herbeiführen hilft, die ihn vor der Schwachheit und Irrgängigkeit des Menschen schaudern lassen.“³⁶

Zitat 5 (1937): „Durchgehende Erscheinung: Die ns. Tagesschriftstellerei ist sachlich wie sprachlich im Ganzen minderwertig. Und das, obwohl der NS bewusst das Gegenteil wollte. Kunst kommt von Können. Käme sie von Wollen, hieße sie Wulst. Frage nach den Gründen: 1. Die Personen: sie sind weder fachlich noch sprachlich gebildet, vielmehr verdanken sie ihren Platz der parteimäßigen Bewertung. 2. Die erzwungene ‚Totalität‘ der ns. Weltanschauung. Was fertig ist, ist reizlos, Ende und – gleichgültig. 3. Das Vorwiegen der Absicht zu werben – die ewige Trommelei. 4. Fehlender Wettbewerb einer anderen Presse. 5. Der Ausschluss – fast völlig – echter politischer Aussprache; der Ausschluss aber auch künstlerischer u. wissenschaftlicher Kritik.“³⁷

Zitat 6 (Januar 1938 betr. aktuelle Situation der Literatur): „Eine ganz einfache Einsicht: in einer unermesslichen Flut, lehmig, von Blasen u. Strudeln belebt, mit Stumpfsinn behaftet, der dem Chaos u. seinen Ausgeburten eigentümlich – das Chaos ist das langweiligste, was es geben kann – in dieser unermesslichen Suppe die Eilande nicht übersehen, die Untergründe abzuloten, nicht den Kopf zu verlieren, nicht ganz zu verzweifeln, kurz sich seelisch so anzupassen, wie es der Würde eines Denkenden gemäß ist. (...) Von dem Meer des Geschwätzes nur noch soweit Kenntnis nehmen, als nötig, sich keinen Täuschungen hinzugeben. (...) Wir kommen geistig nicht weiter, wir, das deutsche Volk. Die Ansätze, die sich 1933 zeigten (...), sind abgewelkt. Selbst in der Kunst ist die Frage an das Leben verstummt, und die Antworten fertig gestanzt. Am meisten erschreckt das Fehlen einer wirklichen Philosophie, wie ich es im Erziehungsbereich spüre (...):“³⁸

Zitat 7 (1939): „Es gibt heute kein Volkslied mehr; was an „Liedern der Bewegung“ da ist, ist Primanerlyrik aus literarischen Beständen abgeguckt, auch im Musikalischen. (...) 1933 grenzenloses Vertrauen, 1938 grenzenloses Misstrauen, (...) Heinrich Anacker, Gerhard Hauptmann, Herybert Menzel: die politisch-poetischen Dukaten – Scheißdukaten.“³⁹

Zitat 8 (Mai 1941): „Die heutige geistige Verrottung ist der Mangel an bürgerlichem Mut. Eine sehr ansehnliche Entschuldigung für den NS.“⁴⁰

Zitat 9 (Anfang 1945): „Lese eine kleine Sammlung ‚Der Führer‘. Es bleibt seltsam und bedrückend, wie völlig sich Geister wie (Josef) Weinheber, Agnes Miegel, (Ernst) Bacmeister nicht bloß 1933, sondern noch 38, 39 getäuscht haben. Ich muss mich bei andern hüten und mir alle Mühe geben, es nicht auszusprechen, wie lange und entschieden ich meine Hoffnungen auf das Phantom Hitler abgetan habe.“⁴¹

Zitat 10 (3. Mai 1945): „Hitler tot. Dreierlei Meldungen: Gehirnblutungen, Heldentod, Selbstmord. Die innere Wahrscheinlichkeit ist beim letzten. Es ist das Ende Neros u. vieler seinesgleichen; das Ende eines Bankrotierers. Karl von England u. andre zogen das Schafott vor. Der Unterschied zwischen echtem Adel u. Emporkömmling. – Viel bleibt dunkel: Warum verließ er den Berghof u. ging nach Berlin? Wer hat seine letzten Tage gegängelt? (...) Der Nationalsozialismus gehört der Geschichte an (...): Blutdurst, Tollhaus, Fratze, Gesichter wie das Himmlers u. Goebbels drücken vielleicht unverfälschter als das Hitlers selber die innere Verworfenheit u. – Kitschigkeit des ganzen Spuks aus (...).“⁴²

Dieser „ganze Spuk“ war also Mitte 1945 vorbei, und die Frage, die sich Kutzleb – ausdrücklich auch auf sich selbst bezogen – jetzt stellte, lautete: „Ist der Nationalsozialismus vielleicht (nur) Wirkung eben der geistigen Verfassung, die wir ihm als Folge in die Schuhe schieben?“⁴³ Jetzt begann für ihn der Versuch, sich neu zu orientieren (z.B. in der evangelischen Landeskirche in Hessen), die Entnazifizierung zu überstehen und sich wieder dem Schreiben zuzuwenden: Jugendbücher, Geschichtserzählungen, Sagenbände für Schulen, Beiträge in pädagogischen Zeitschriften und in der Jugendzeitschrift „Die Stafette“ (hg. ab 1946 für Kinder zwischen acht und dreizehn Jahren). Im Mittelpunkt stand jetzt im Wesentlichen die weiter zurückliegende Geschichte. Zeitnahe Themen zu behandeln, hielt Kutzleb nicht mehr für sinnvoll, „weil sich die Zeit noch nicht in der Klarheit darstellte, die eine Voraussetzung (dafür), sie zu bedichten, wäre.“⁴⁴ Diese Einstellung bestimmte Kutzleb von nun an mehr oder weniger ebenso deutlich wie seine Selbsteinschätzung, er habe nie längerfristig einer speziellen „Richtung“ angehört, weil er immer der Meinung gewesen sei, dass jede „Richtung schon übermorgen belanglos“ sein könne und letztlich nur das Gute (im Wandervogelsinn: die Suche nach der „blauen Blume“) Aussicht auf Wirkung echter Art habe.⁴⁵ So glaubte also offenbar rückblickend im höheren Alter der ehemalige Wandervogel Kutzleb in seinem Leben von Gipfel zu Gipfel gewandert zu sein, um immer wieder neu zu schau’n, was da alles so „hinter den Bergen haust(e) und wie die Welt so weit.“

„Wandervogelausfahrt.
Wir wolln zu Land ausfahren
Über die Fluren breit,
Aufwärts zu den klaren
Gipfeln der Einsamkeit,
Lauschen, von wannen der Bergwind braust,
Schaun, was hinter den Bergen haust,
Und wie die Welt so weit.

Fremde Quellen dort springen,
Die solln uns Weiser sein,
Wenn wir wandern + singen
Lieder ins Land hinein.
Und glüht unser Feuer an gastlicher Statt,
So sind wir zu Haus + und schmausen uns satt,
Die Flammen leuchten darein.

Und wandelt aus tiefem Tale
Heimlichschön die Nacht,
Sind vom Mondenstrahle
Gnomen und Elfen erwacht:
Dämpft die Stimmen, die Schritt im Wald,
So hörn, so schaun wir manch Zaubergestalt,
Die wallt mit uns durch die Nacht.

Es blüht im Wald tief innen
Die blaue Blume fein;
Die Blume zu gewinnen
Wir ziehn in die Welt hinein.
Es rauschen die Bäume, es murmelt der Fluß,
Der die Blume blau will finden, der muß
Ein Wandervogel sein.

Februar 1911.“⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Zit. nach Otto Piper: Die Gestaltwerdung des Jugendbundes, in: Gerhard Ziemer/ Hans Wolf: Wandervogel und Freideutsche Jugend, Bad Godesberg 1961, S. 248-267, Zitat S. 254; gekürzter Wiederabdruck in Hinrich Jantzen: Namen und Werke. Biographien und Beiträge zur Soziologie der Jugendbewegung, Band 2, Frankfurt/Main 1974, Artikel „Hjalmar Kutzleb“, S. 217-222. Aus diesem biographischen Artikel stammen auch die folgenden Informationen.
- 2 Hjalmar Kutzleb: Freunde und Führer, in: Jung-Wandervogel (Jg. 1910/11, Heft 1), Wiederabdruck in Karl Seidelmann (Hg.): Die deutsche Jugendbewegung, Bad Heilbrunn 1966, S. 31-33.
- 3 Hjalmar Kutzleb: Vom rechten Wandervogel, in: Landfahrer, Jg. 1911, Wiederabdruck bei Seidelmann (s. Anm. 2), S. 33-35.
- 4 Barbara Stambolis: Weiblichkeit im Männerbund: von „lieblichen Jungfrauen“ zu „verbengelten Gestalten“, in: Historische Jugendforschung (= Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, NF 7/2010), S. 63 zu Hjalmar Kutzleb: Der Zeitgenosse mit den Augen eines alten Wandervogels gesehen (illustriert von A. Paul Weber), Leipzig 1922, dort bes. S. 94.
- 5 Abgedruckt in Werner Helwig: Die blaue Blume des Wandervogels, 1. Aufl. Gütersloh 1960, hier zit. nach der 2. überarbeiteten Aufl. Baunach 1998, S. 152.
- 6 Die Formel lautet: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“ Zu der seit jenem Treffen auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 beginnenden Diskussion über diese Formel bis heute s. Barbara Stambolis; Jürgen Reulecke (Hg.): 100 Jahre Hoher Meißner (1913–2013). Quellen zur Geschichte der Jugendbewegung (= Jugendbewegung und Jugendkulturen. Schriften Band 18), Göttingen 2015.
- 7 Jung-Wandervogel (1. Jg. 1911, Nr. 3); die Originalniederschrift des Textes vom Februar 1911 befindet sich im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein (AdJb), Nachlass Kutzleb N79, in der Kladde A, Mappe Nr. 4: Gedichte 1907-1915, darin S. 45-47.
- 8 S. zur Tradition des Mythos um die „Blaue Blume“ Eberhard Schürmann: Von der Unbestimmtheit der „Meißner-Formel“ und der „Blauen Blume“, in: ders.; Horst Zeller; Fritz Schmidt (Hg.): „und die Karawane zieht weiter ihres Weges“, Goch/Ebersdorf 2015, S. 234-241.
- 9 S. dazu aus der Rückschau Hjalmar Kutzleb: Vom Werden eines Liedes, in: Die Jugendherberge (= Folge 5, 1953), Wiederabdruck in Ziemer; Wolf (s. Anm. 1), S. 278-280. Bereits im April 1913 war in der Zeitschrift „Jung-Wandervogel“ (3. Jg., Heft 4) zu lesen, dass das Lied die gesamte Sehnsuchtsstimmung des romantischen Mythos von der blauen Blume nachvollzogen und „den rechten Ton getroffen“ habe – dies mit dem Fazit: „Möge uns Wandervögeln das Lied recht behalten...“.
- 10 Kutzleb: Werden eines Liedes (s. Anm. 9), S. 280. Kurt von Burkersroda, geboren 1893 in Thüringen, ist 1917 an den Folgen einer schweren Kriegsverletzung in Freiburg gestorben.
- 11 Hjalmar Kutzleb: Landfahrerbuch, illustriert von A. Paul Weber, Leipzig/Hartenstein 1921, S. 17.
- 12 Arno Tänzel: Hjalmar Kutzleb. Ein Dichter deutscher Erneuerung, in: Mindener Tageblatt Nr. 21 vom 25.1.1933; Wiederabdruck in: Literarische Beilage der Westfälischen Neuesten Nachrichten vom 22.2.1933.

- 13 Bwbd (vermutlich von Benno W. Bismarck-Döhler verfasst, dem Herausgeber der Heimatblätter im Auftrage des Mindener Geschichtsvereins): Der Schriftsteller und Dichter Hjalmar Kutzleb. Ein Überblick über seine Werke, in: Mindener Heimatblätter, 13. Jg., Nr. 4, April 1935.
- 14 Ebd.; s. dazu in dem Stadtführer „Minden und die Porta Westfalica“ (hg. 1924 vom Fremden-Verkehrs-Verein Minden) die beiden ausführlichen Artikel von Kutzleb „Kreuz und quer durch Minden“ und „Rund um Minden“. Kutzlebs erster Beitrag beginnt mit den Worten, dass zwar Bahnhofstraßen in manchen deutschen Städten „geradezu scheußlich“ seien, was besonders auch auf Minden zutreffe: Man solle deshalb in Minden die Kaiser-Straße vom Bahnhof in Richtung Innenstadt nur „mit geschlossenen Augen durchwandern.“ (S. 15).
- 15 Die Hinweise auf das 1987 von Gero von Schönfeldt durchgeführte Interview und auf den Brief von Kutzleb vom Mai 1935 an Fritz Moelle verdanke ich Wolfgang Hempel, der sich u.a. auf eine von Peter Moelle verfasste „Chronik der Familie Moelle“ bezieht.
- 16 Hierzu und zum Folgenden s. das umfangreiche Manuskript „Rechtfertigung“ von Kutzleb im AdJb, N79, Nr. 77.
- 17 Ebd., S. 72.
- 18 Ebd.
- 19 Zur Entnazifizierung Kutzlebs s. die Unterlagen im Kutzleb-Nachlass im AdJb, N79, Nr. 78; hieraus sind die folgenden Informationen entnommen.
- 20 S. zum Beispiel (zum 65. Geburtstag) „Hjalmar Kutzlebs ‚zweite Heimat‘“, in: Westfalen-Zeitung Minden, Ende Dezember 1950, sowie „Wir wollen zu Land ausfahren...“ in: Mindener Tageblatt vom 23.12.1950; weiterhin Friedrich Geffert: „Hjalmar Kutzleb. Ein deutscher Volkserzähler“, in: Bücherschiff. Die deutsche Bücherzeitung, Jg. 1952, Nr. 8/9, S. 24-26; „Minden immer noch gern verbunden: Reizvolles Wiedersehen mit Hjalmar Kutzleb“, in: Westfalenzeitung, 21.4.1956; Paul Vasterling: „Ein Thüringer Dichter der Gegenwart“ (1955), in: AdJb N79, Nr. 111; Friedrich Rürup: „Dichter und Erzieher im Geiste Gotthelfs. Zum 70. Geburtstag von Professor Hjalmar Kutzleb“, in: Mindener Tageblatt Nr. 297, Weihnachten 1955. S. auch den ausführlichen Nachruf auf Kutzleb von Friedrich Rürup in den Mindener Heimatblättern (31. Jg., Nr. 5/6, Mai/Juni 1959).
- 21 Hans Nordsiek: „Versuch, die Mindener für ihre Geschichte zu interessieren...“. 50 Jahre Mindener Geschichtsverein, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins, Bd. 44 (1972), S. 20. Diese und die Information in der folgenden Anmerkung geht auf den bemerkenswerten Aufsatz von Fritz W. Franzmeyer zurück (s. unten Anm. 23), dort S. 102 zu Nordsiek sowie S. 101 und 129 zu von Heydebrand.
- 22 Renate von Heydebrand: Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945 – Ein literarhistorischer Modell-Entwurf (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXII B), Münster 1983.
- 23 Fritz W. Franzmeyer: Hjalmar Kutzleb (1885–1959). Mindener Heimatschriftsteller, Gesellschaftskritiker, Antisemit, in: Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung 8, hg. von Walter Gödden, Bielefeld 2006, S. 101-132; s. auch im Mindener Tageblatt vom 17.2.2007 die positive Stellungnahme zu dem Aufsatz von Franzmeyer von Martin Steffen: Zu Recht umstritten und vergessen. Der Mindener Heimatdichter Hjalmar Kutzleb im Spiegel neuerer Forschung.
- 24 Ebd., S. 101.
- 25 Ebd., S. 113.
- 26 Ebd., S. 107.
- 27 Ebd., S. 111.

- 28 Ebd., S. 112.
- 29 Ebd., S. 121 und S. 126.
- 30 Ebd., S. 127f. und S. 130.
- 31 Geradezu vernichtend fällt zum Beispiel ein „Exkurs“ mit dem Titel „Intermezzo: Der Fall Kutzleb im Kontext“ in der umstrittenen Publikation „Die dunklen Seiten der Jugendbewegung. Vom Wandervogel zur Hitlerjugend“ des Dresdener Sozialpädagogen Christian Niemeyer aus (Tübingen 2013), der sich fast ausschließlich auf Zitate aus Kutzlebs Werken aus den 1920er und frühen 1930er Jahren bezieht.
- 32 Nachlass N79 (von seinem Sohn Gero Kutzleb vorgeordnet und übergeben).
- 33 Zitiert in Rürup, Nachruf (s. Anm. 20), S. 42.
- 34 AdJb N79, Nr. 70, Tagebücher S. 8.
- 35 Ebd., S. 12.
- 36 Aus der Einleitung der „Rechtfertigung“ Kutzlebs aus dem Jahre 1936/37; AdJb N79, Nr. 77, S. 1.
- 37 AdJb N79, Nr. 70, S. 18f.
- 38 Ebd., S. 24f.
- 39 Ebd., S. 26 und S. 31.
- 40 Ebd., S. 42.
- 41 AdJb N79, Nr. 71, S. 133.
- 42 AdJb N79, Nr. 73, S. 40.
- 43 Ebd., S. 43.
- 44 Zit. nach Rürup, Nachruf (s. Anm. 20), S. 43.
- 45 Ebd.
- 46 Exakte Abschrift der handschriftlichen Erstfassung des kurze Zeit später von Kurt von Burkersroda vertonten Liedtextes, entnommen aus Kutzlebs Kladde A, Mappe 4 „Gedichte 1907-1915“ (s. Anm. 7).

FRITZ ERICH ANHELM

Spuren jüdischer Geschichte in Loccum, im Kloster und im Stiftsbezirk

Während der Vorbereitungen zur Verlegung von Stolpersteinen in Rehburg-Loccum tauchte die Frage auf, warum es in Loccum und im gesamten Stiftsbezirk des Klosters, anders als in Rehburg und Bad Rehburg, keine solche Verlegung geben würde. Die Antwort scheint einfach. In Loccum und innerhalb des Stiftsbezirks hat es nie eine jüdische Gemeinde und auch keine jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner gegeben. Dies ist angesichts der nicht geringen Zahl jüdischer Familien und ihrer Gemeinden in Rehburg / Bad Rehburg und im näheren Umfeld (Nienburg, Neustadt, Stolzenau, Leese, Petershagen) zunächst erstaunlich. Es ist es umso mehr, als es durchaus Berichte über Beziehungen zu jüdischen Mitbürgern aus dem näheren und weiteren Umfeld von Loccum seitens des Klosters und des Stiftsbezirks gibt. Was darüber in historischen Darstellungen verstreut auftaucht, und was daraus zwischen Akzeptanz und Ausgrenzung, zwischen nachbarschaftlichem Zusammenleben und persönlicher Zuneigung einerseits und ideologischer Verblendung bis politischer Verfolgung andererseits zu erfahren ist, soll hier zusammengetragen werden.

Jüdische Kontakte des Klosters und Loccums bis 1930

In einer Urkunde vom 4. April 1306 wird Simon von Herford als „Gläubiger des Klosters Loccum“ bezeichnet. Die Urkunde vermerkt, dass das Kloster „in der Zeit vom 20. Dezember 1305 bis 31. März 1306 dem Hildebrand von Barkhausen und dem Juden Simon einen Betrag von 41 Bremischen Mark bezahlt hat“.¹ Der Betrag scheint nur aus heutiger Sicht gering. Nach dem Mai 1306 erfolgten weitere Zahlungen. Simon von Herford war Geldverleiher und Grundstücksmakler und der erste mit einem Schutzbrief versehene jüdische Bürger in Herford. Er betätigte sich besonders in Angelegenheiten des Grundstückserwerbs von Klöstern. Um 1348 grassierte die Pest. Abt Stracke schrieb später darüber in seiner Chronik, die Juden seien in Verdacht geraten, die Brunnen vergiftet zu haben. Deshalb habe man viele von ihnen an Säulen gebunden, gestäubt, verjagt oder „jemerlich hingerichtet“.² Diese Verfolgungen fanden im norddeutschen Raum besonders in Hannover, Osnabrück, Hameln, Hildesheim und Göttingen statt.³ Dass der Abt dies in seine Chronik des Klosters aufnahm, zeigt, dass es wichtig für ihn war, die Verfolgungen auch noch nach 250 Jahren nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. 1674 engagierte sich Abt Molan (1639–1722) für einen – wie wir heute sagen würden – christlich-jüdischen Dialog. Er disputierte an der Universität Rinteln öffentlich mit dem Stadthagener Rabbiner Joseph ben Simson. Der begonnene Disput setzte sich im Jahre 1704 mit Rabbi Simson und konvertierten Juden im Beisein Molans vor Kur-

fürst Georg Ludwig in Hannover fort. Der Kurfürst erklärte nach dem Gespräch, er sehe „keinen zwingenden Grund für die Juden, sich taufen zu lassen“.⁴ Molan sammelte zudem zeitgenössische Literatur zum Judentum und spätmittelalterliche jüdische Handschriften.⁵ Am 3. März 1748 wurde in Rehburg ein jüdisches Ehepaar getauft. Sie erhielten die Namen Georg Wilhelm und Maria Lucia Rehburg. Anwesend waren der Abt, Prior und Konvent des Klosters Loccum, sowie der Rehburger Bürgermeister Suer und Ratsmitglieder. Paten waren Abt, Prior und Mitglieder des Konvents und einige der Ehefrauen von Ratsmitgliedern. Der Abt hieß Georg Wilhelm Ebell. Er war der Namensgeber für den Ehemann.⁶

Das ist die eine Seite der Geschichte. Die andere betrifft die Haltung des Klosters zur dauerhaften Präsenz von Juden im Stiftsbezirk. Aus dem Klosterarchiv geht hervor⁷, dass im 18. Jahrhundert dort keine Juden geduldet wurden. Da auch davor keine ansässig waren, muss es sich um die Bekräftigung einer schon lange bestehenden Praxis handeln. 1825 wandte sich der Provisor des Klosters, Wagemann, ausdrücklich ebenso gegen den Handel („Schacher“) auswärtiger Juden im Stiftsbezirk.⁸ Keine kontinuierliche Präsenz von Juden zu dulden, bildete die Konstante nicht nur im Kloster, sondern auch im Dorf und gesamten Stiftsbezirk. Als nach der Münchener-Revolution von 1848 die Gemeinde Loccum eine Petition verfasste, die die Beschwerden der gerade aus der Grundherrschaft des Klosters entlassenen Bauern gegen das Kloster auflistete, fand sich darin auch der Hinweis auf einen Beschluss der Gemeindeversammlung vom 22. März 1848. Dieser Beschluss der Ortsgemeinde wandte sich gegen den Zuzug eines „jüdischen Handelsmannes“ aus Rehburg. Er solle „obrigkeitlich durchgesetzt“ werden. Das werde vom Gerichtsassessor Neuss vorangetrieben.⁹ Noch im gleichen Jahr versetzte Abt Rupstein den Assessor wegen Anschuldigungen gegen den Stiftsprediger und die Klosterverwaltung. Der jüdische Handelsmann, dessen Name in der Beschwerdeschrift nicht genannt ist, musste in Rehburg bleiben. Auch der Antrag eines zum christlichen Glauben konvertierten Kandidaten jüdischer Abstammung zur Aufnahme in das Predigerseminar Loccum traf wenige Jahre später bei Prior König auf Ablehnung, obwohl der Leiter des Predigerseminars, Georg August Gottlieb Wolde (1845–1850), ihn befürwortet hatte.¹⁰ Der verhinderte Kandidat hieß Julius Adolf Lilie und wirkte von 1856 bis 1878 als Pastor in Barsinghausen.¹¹ Wie es im Klosterarchiv 1889 vermerkt ist, durfte der jüdische Lehrer Rosenfeld in der Bibliothek des Klosters allerdings durchaus Bücher ausleihen, „wie jeder andere auch“.¹² Die Beispiele zeigen periodische Schwankungen zwischen Annäherung und Ausgrenzung. Sie hingen sicher auch stark von den handelnden Personen ab. Als Grundzug aber hält sich eine distanzierte Haltung durch, die Kontakte zuließ, eine Ansiedlung jüdischer Mitbürger im Stiftsbezirk jedoch ausnahmslos ausschloss.

Die NS-Zeit der Judenverfolgung und ihre Auswirkungen auf Kloster und Stiftsbezirk

Bei den Wahlen 1933 stimmten 49,2 Prozent der Loccumer für die NSDAP. Im gesamten Altkreis Stolzenau waren es 73 Prozent.¹³ Auch bei den folgenden vorgezogenen Gemeinde- und Kreistagswahlen (12. 3. 1933) kam die NSDAP in Loccum nicht über 50 Prozent der Stimmen. Bis dahin hatte die SPD den Bürgermeister gestellt. Nun wurde den Gemeinderatsmitgliedern der SPD per Verfügung auferlegt, „sich der weiteren Ausübung ihres Mandats zu enthalten“. Noch vor dem Verbot am 22. Juni 1933 erschienen bei dem Loccumer SPD-Vorsitzenden, Friedrich Kläfer, Ende Mai 1933 ein Nienburger Polizeibeamter und drei SA-Männer, um das Parteieigentum zu beschlagnahmen. In der kleinen Bibliothek fanden sie die Novelle „Die Judenbuche“ von Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848). Sie stieß auf das besondere Interesse der Eindringlinge.¹⁴ Bald dominierten die Uniformen der verschiedenen NSDAP-Unterorganisationen auch das Ortsbild von Loccum. Als der Ortsgruppenleiter und von der NSDAP eingesetzte Bürgermeister („Dorfschulze“), Friedrich Busche, im März 1934 heiratete, zeigte das Hochzeitsfoto vor der Klosterkirche eine uniformierte Spalierreihe mit zum Hitlergruß erhobenen Armen. Das Stolzenauer Wochenblatt berichtete von dem „endlosen“ Fackelzug am Polterabend unter Absingen des Horst-Wessel- und des Deutschlandliedes. Die Trauung wurde von dem Pastor aus Leese vorgenommen, da der Stiftsprediger Cornelius Janssen „krankheitshalber verhindert“ gewesen sei.¹⁵ Stiftsprediger Janssen verließ Loccum 1935. Er beschrieb in seiner Abschiedspredigt, wie er die Veränderungen dieser Jahre wahrgenommen hatte: „Den weltanschaulichen Kampf, der doch letzten Endes ein Kampf ist für oder wider Christus, haben wir auch in der Gemeinde Loccum, ja, hier stärker als in vielen anderen Gemeinden zu spüren bekommen. Ohne Zweifel, unsere Gemeinde hat ein anderes Gesicht bekommen. [...] Letzte, innerste Gegensätze sind aufgebrochen und haben sich vertieft.“¹⁶ Am 9. November 1938 verwüsteten und zerstörten SA-Einheiten wie überall in Deutschland auch die Synagogen in Rehburg, Wunstorf und Neustadt. Nach Aussagen von Zeitzeugen fuhren an diesem Tag Mitglieder der SA-Ortsgruppen aus Loccum und Münchehagen mit Fahrrädern und in Uniform nach Rehburg. Dort wurden die Synagoge und mehrere Wohnungen durchsucht, das Eigentum konfisziert und die Bücher und das Mobiliar vor der Synagoge verbrannt. Die jüdischen Familien wurden gezwungen, der Verbrennung ihres Besitzes zuzusehen. Am nächsten Tag folgte die Deportation von sechs Männern in das Konzentrationslager Buchenwald.¹⁷ Es gab auch das Andere. Als die Lehrer aus Münchehagen am Morgen des 9. November in ihren Braunhemden nach Rehburg fuhren, um die Juden zu „verjagen“, gaben sie den Kindern schulfrei. Dabei fragten sie sie nach Juden, die sie kannten. Lina erzählte von dem Juden, der ihnen immer Leder verkaufte. Sie wurde nach dem Namen gefragt. Den sagte sie nicht, antwortete sie. Noch als über Achtzigjährige erinnerte sie sich an die damalige Bedeutung dieser Weigerung und bekräftigte: „Ich habe es ihm nicht gesagt“. Am Abend des 9. November lief der jüdische Handelsvertreter Alfred

Blanck aus Hannover durch Münchehagen. Er klopfte an die Tür des Wohnhauses neben der Mühle und erklärte dem Müller, er sei gewarnt worden und wisse nicht, wohin er gehen solle. Der Müller nahm ihn auf und beschäftigte ihn als Müllerburschen. Niemand verriet ihn. Alfred Blanck überlebte in Münchehagen und kehrte nach dem Krieg nach Hannover zurück.¹⁸ Auch über das Verbot des Kontaktes mit jüdischen Familien, Geschäftsleuten und Handwerkern setzten sich Münchehagener hinweg. Friedrich Bultmann reparierte weiterhin die Schuhe der jüdischen Familie Freundlich aus Bad Rehburg. Nach der drohenden Frage des NSDAP-Ortsgruppenleiters, ob auch er dahin kommen wolle, „wo die Anderen landen“, geschah dies heimlich und nachts. Darüber, dass selbst die Kinder einen Judenstern tragen mussten, hätten die beiden Frauen der Familien bei so einem heimlichen Treffen gemeinsam geweint. Es war ein Abend im Herbst 1941.¹⁹ Die Eltern und fünf Kinder der Familie Freundlich wurden 1942 ins Ghetto Warschau deportiert und dort ermordet. Tochter Paula war 1939 als 13-Jährige von den Eltern mit einem Kindertransport nach England verschickt worden. Sie überlebte als Einzige aus der Familie.²⁰

Das Kloster und Juden in Rehburg vor und während der NS-Zeit

Vom Kloster ist die einige Generationen andauernde Geschäftsbeziehung mit einer jüdischen Fleischerfamilie in Rehburg bekannt. Schon vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 schrieb am 12. Dezember 1930 der Senior der Hospites (der Vikare im Predigerseminar) darüber einen Beschwerdebrief an Abt Marahrens. Es ging um eben diese Belieferung des Klosters durch den jüdischen Fleischer Salomon Hammerschlag. Die Vikare verlangten vom Abt, „hier wirksame Abhilfe zu schaffen“ und führten dazu zwei Gründe an. Der erste betraf die „Rücksicht auf das Dorf“, das daran Anstoß nehme, „dass ein auswärtiger Schlachter die Lieferungen bekommt, während im Dorf selbst anerkannt gute Schlachter wohnen“. Der zweite Grund bezog sich auf den Tannenbergbund, der im Nachbarort Seelenfeld seine zentrale Niederlassung hatte. Er könne die Beziehungen zu einem jüdischen Schlachter propagandistisch gegen das Kloster ausnutzen, falls er davon erfahre.²¹ Der Abt Marahrens habe nach einigem Zögern entschieden, die Lieferungen je zur Hälfte auf den bisherigen „nichtarischen“ Lieferanten und einen der Schlachter in Loccum aufzuteilen.²² Damit ist die Geschichte jedoch nicht zu Ende. Der Enkel Salomon Hammerschlags und Sohn von Julius und Bernie Hammerschlag, Jose Hammerschlag, berichtet aus Erzählungen seines Vaters und seiner Schwester Paula, dass Ende 1936 oder Anfang 1937 während der Sabbat-Feier ein Vertreter des Klosters bei Familie Hammerschlag in Rehburg erschienen sei. Mit Tränen in den Augen habe er ihnen die Nachricht von der sofortigen Beendigung der geschäftlichen Beziehung überbracht. Grund dafür seien Vorschriften von oben. Er habe ausgedrückt, wie leid ihm dies tue und dabei die Hoffnung geäußert, dass „dieses alles“ bald vorüber gehen würde. Salomon Hammerschlag entschloss sich nach dieser Aufkündigung, mit seiner Familie nach Argentinien auszuwandern.²³

Es war nicht die einzige Beziehung des Klosters zu jüdischen Familien in Rehburg. Auch mit Jakob Löwenstein, ebenfalls Fleischer, bestand eine ähnliche Verbindung. Davon berichtet das undatierte Gedicht, das aus der Feder von Ernst Meßwarb, dem Bürgermeister Rehburgs (1912–1938), stammen soll. Es setzt der Persönlichkeit Jakob Löwensteins ein liebevolles Denkmal. Einige Verse weisen darauf hin, dass Jakob Löwenstein „Loccum's Geistlichkeit“ und anderen Loccumer Auftraggebern zu „Diensten“ stand.²⁴ Jakob Löwenstein wurde als 79-Jähriger am 10. November 1938 von Rehburg aus in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert und dort ermordet.²⁵

Kloster und Predigerseminar und die rassistische NS-Ideologie

„Alles ging seinen gewohnten Gang weiter“. So schrieb es der spätere Konventualstudiendirektor Jan Olaf Rüttgart in seinem Aufsatz zur NS-Zeit in Loccum. Die innere Verwaltung des Klosters sei dem „traditionellen Eigenleben“ gefolgt. Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, die sich bis in den letzten Winkel der öffentlichen und privaten Angelegenheiten ausbreitete, lasse sich in Tagesordnungen der Sitzungen des Konvents kaum nachvollziehen.²⁶ Jedoch ab 1936 geriet auch das Kloster unter den Druck nationalsozialistischer Ansprüche, es für eigene Zwecke nutzen zu wollen. Diese bedrohlichsten Ansprüche bis hin zur Auflösung des Klosters und des Predigerseminars konnten zwar durch Verhandlungen mit staatlichen Stellen abgewendet werden, nicht aber Enteignungen von Ländereien und die Nutzung als Lazarett während des Krieges. Die Arbeit des Predigerseminars kam fast zum Erliegen.²⁷ Für die Kandidaten im Predigerseminar galt die Zurückhaltung in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 bis 1935 nicht. Sie traten fast geschlossen der örtlichen SA bei und marschierten entsprechend uniformiert bei öffentlichen Anlässen mit. Sie sangen ihre Lieder in einem eigenen, selbst gebauten Lokal und ließen sich dort über die Politik des Nationalsozialismus unterrichten. Mit den „Jungen des Dorfes“ kamen sie als „Volksgemeinschaft“ zu Kameradschaftsabenden zusammen.²⁸ Ende Mai 1934 besuchte der Stabschef der SA, Viktor Lutze aus Hannover, das Kloster. Im Refektorium empfingen ihn die angetretenen Kandidaten in SA-Uniformen. Nur einer war „klostergemäß“ im zivilen Anzug (Gehrock) erschienen. Als der Loccumer Kandidat Erich Jury 1935 beim Durchschwimmen der Weser ertrank, bedeckte seinen Sarg im Kapitelsaal die Hakenkreuzfahne. Die Ortsgruppe der SA trug den Verunglückten auf dem Friedhof des Klosterkonvents zu Grabe.²⁹ Diesen Vorgängen widerspricht das Boykottieren eines Mittagessens mit dem Präsidenten des Landeskirchenamtes D. Schnelle, der als Vermögensverwalter des Klosters eingesetzt war. Der größere Teil der Vikare erschien nicht. Sie warfen Schnelle vor, sich dem Versuch der Gleichschaltung der Landeskirche im Mai 1934 durch die Deutschen Christen nicht widersetzt zu haben.³⁰ Im Verhalten der Vikare spiegeln sich hier die Affinität zur Politik der Nationalsozialisten einerseits und die Positionierung der Kirchenleitung gegen die Machtübernah-

me durch die Deutschen Christen in der Landeskirche andererseits.³¹ Was sich durch Uniformen und Fahnen an Affinität zur Ideologie des Nationalsozialismus demonstrierte, gibt nicht die ganze Auskunft über Einstellungen und Motive, die das Verhalten von Vikaren in Loccum zu dieser Zeit beeinflussten. Einen begrenzten Einblick ermöglichen thesenartige Zusammenfassungen der im Kolleg vorgetragenen Referate.³² Beim Thema „Antisemitismus und Kirche“ im Wintersemester 1933/34 wurden die „Judengesetze“³³ positiv beurteilt und als „sehr gemäßigt“ bezeichnet. Befürwortet wurde auch „um des Dienstes am deutschen Volk willen“ eine „reinliche Scheidung zwischen Juden- und Heidenchristen“.³⁴ Im Sommersemester 1935 stand die „ethische Beurteilung der freiwilligen und zwangsmäßigen Sterilisation und die seelsorgerliche Behandlung der von ihr Betroffenen“ auf dem Ausbildungsprogramm.³⁵ Auch hier fiel die Bewertung im Prinzip positiv aus und gipfelte in dem Satz: „Die evangelische Kirche [...] billigt dieses Vorgehen des Staates aber grundsätzlich mit Dank gegen Gott, weil sie darin eine Ausübung des Schwertamtes des Staates zum Wohl des Ganzen sieht“. Durch die Themen und Aussagen in den Seminararbeiten der Jahre von 1933 bis 1936 zog sich eine grundsätzliche Abwehr „völkischer“ Verabsolutierungen staatlicher Politik und der sie verherrlichenden „Mythologien“. Zugleich aber wurde die praktische Politik des NS-Staates begrüßt und statt aus der „völkischen Ideologie“ aus einer als lutherisch verstandenen Perspektive theologisch begründet. Dazu diente eine entsprechende Auslegung der „Zwei-Reiche-Lehre“, als Trennung von staatlichem und kirchlichem Handeln. Solche Inanspruchnahme „lutherischer Tradition“ zur Rechtfertigung des praktischen nationalsozialistischen politischen Handelns hielt sich auch mit dem Anwachsen des Drucks auf das Kloster, das Predigerseminar und die Landeskirche durch. Nach 1936 allerdings beschränkten sich die meisten Arbeiten auf die Kritik an der „völkischen“ Ideologie. Der Unterricht der Konfirmanden, die kirchliche Erziehung und die Gemeinden sollten nun gegen deren Einfluss immunisiert werden. Mit dieser Akzentverschiebung von der „lutherisch“ begründeten positiven Bewertung nationalsozialistischer Politik hin zur „lutherischen“ Verteidigung der Kirche gegen die „völkisch-germanische Mythologie“³⁶ verband sich in den Seminararbeiten jedoch keine ausdrückliche Kritik an der praktischen Politik des NS-Staates. Das kennzeichnete auch die „offizielle“ Haltung der Landeskirche. Darin unterschied sie sich von der Haltung derer in der Bekennenden Kirche, die dem Nationalsozialismus mit Gefahr für das eigene Leben dennoch oft ohnmächtigen Widerstand entgegensetzten.

Ein Nachtrag

Als die Alliierten den NS-Staat zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen und die Überlebenden aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern befreit hatten, stellte sich auch für die Kirche die Schuldfrage. Der Landesbischof und Abt des Klosters Loccum Marahrens benannte für das, was er den „Weg ins Verderben“ nannte, vier Hauptgründe: Die Vernichtung des europäischen Judentums, die Euthanasie von geistig Behinderten und mit beidem im Zusammenhang die Konzentrationslager und besonders Vernichtungslager im Osten, sowie seine eigene, „missverständliche Zustimmung“ zur Weltanschauung des Nationalsozialismus nach den Grundsätzen des NS-Kirchenministers von 1939.³⁷ Am 15. August 1945 sagte er: „Besonders schwer liegt mir auf – ich habe das schon mehrmals gesagt –, dass die Kirche im ersten Sturm der Verfolgung, der über die deutsche Judenschaft losbrach, nicht das erlösende Wort fand. [...] Hier jedenfalls wird deutlich, dass Schuld auf unserem Wege liegt.“ Die Denkschrift der hannoverschen Kirchenleitung aus dem Jahr 1946 allerdings berief sich zur Verteidigung ihrer Haltung auf die Heilige Schrift und Luther. Sie erklärte, die Kirche habe in den Organen des nationalsozialistischen Staates ihre Obrigkeit gesehen, auch wenn sich diese in zunehmendem Maße als unchristlich, ja antichristlich enthüllt habe. Wörtlich geht es weiter: „Trotzdem haben wir ihr in äußeren Dingen den schuldigen Gehorsam erwiesen.“³⁸

Unter dem Kreuz steht auf dem Altartisch in der Kapelle der Evangelischen Akademie Loccum ein Stein. Es ist ein Ziegelstein aus Auschwitz. Akademiedirektor Hans May hat ihn von dort mitgebracht und ihn 1979 an diesen Platz gestellt. Zu diesem Stein schrieb er: „Er signalisiert die Gegenwart des Unaussprechlichen, der Gefährdung des Menschen, die Dimension des Verbrechens, des Leidens, der Einsamkeit im Unrecht und im Tode, der Verborgenheit Gottes und der Sprachlosigkeit des Menschen, wo er der Verfallenheit an die Sünde hilflos begegnet. [...] Er ist ein Stein des Anstoßes gegen die Verdrängung unserer Erfahrungen mit uns selbst. Er signalisiert, wozu die „Welt“ fähig ist, wenn Individuen und Institutionen in den Schatten des Bösen gleiten.“³⁹ Diese Mahnung legt es nahe, anlässlich der Verlegung von Stolpersteinen in Rehburg-Loccum, auch an die besondere Geschichte von Juden mit dem Ort Loccum, dem Kloster und dem Stiftsbezirk zu erinnern.

Anmerkungen

- 1 Urkunde im Staatsarchiv Bückeberg Westfalia Judaica I, S. 72 f., s. a.: Juden in Herford. Vom ersten Auftreten bis zur brandenburgisch-preußischen Schutzherrschaft, S. 3 (http://www.zellentrakt.de/downloads/materialien/Publikation_Juden_in_Herford.pdf).
- 2 Zitiert nach Christoph Erich Weidemann, Friedrich Köster: Geschichte des Klosters Loccum, Göttingen 1822, S. 65, In: Nicolaus Heutger: Das Kloster Loccum im Rahmen der zisterziensischen Ordensgeschichte, Hannover 1999, S. 213.
- 3 Dazu Nicolaus Heutger: Niedersächsische Juden, Hildesheim 1978. Für Göttingen werden eben die Begriffe genannt, die Stracke verwendete: An Säulen gebunden, gestäubt, verjagt und jämmerlich hingerichtet.
- 4 Heutger, S. 24 und 185. Heutger merkt hier an: Dieses „christlich-jüdische Religionsgespräch im Leineschloß stand in jener Zeit einzigartig dar“.
- 5 Eine Auswahl davon findet sich in Heutger: Das Kloster Loccum, S. 185 f.
- 6 Rehburger Kirchenbücher. Geburten und Taufen 1687-1778: „Den 3. Marty Domin. Invocavit sind allhier ein Paar Proselyten getauft. Des Mannes Gevatter waren der hochacht. H. Abt, Prior und Convent des Stifts Loccum und wurden nach dem Namen des Abts Georg Wilhelm und mit dem Zunahmen Rehburg genannt. Dessen Ehefrau sodan zu. Gevatter: H. Bürgermstr. Suer, beider Rathsh.. beider Kirchenjuristen, H. Hr. Kochs, Joh. Hinr. Kiursen u. Jost Hr. Süßschlaffs Ehefrauen. Und ist genannt Maria Lucia. D 273. Bei der Geburt des ersten Kindes, einer Tochter am 15. Dez. d. J. und ihrer Taufe ist unter Gevatter auch die Frau „des Vogts zu Loccum“ erwähnt.
- 7 Klosterarchiv Loccum XIII a ad Cap. IV Sect. 13 in Heutger, S. 213 und Anmerkung 924.
- 8 Klosterarchiv XV A 12.
- 9 Fritz Erich Anhelm: Die 1848er Revolution in Loccum – Ein kurzer Blick in die Geschichte des Klosters mit „seinen“ Dörfern, in: Kloster Loccum – Geschichten, Hrsg.: Horst Hirschler und Ludolf Ulrich, Hannover 2012, S. 188.
- 10 Klosterarchiv, Nachlass Berneburg.
- 11 Sein Name wird auch in den Briefen von Ludwig Harms genannt, und zwar als Präsident des Missions-Hauptvereins zwischen Deister und Leine, der mit den Missionsvereinen in Celle und Hannover eng verbunden war. Ludwig Harms: In treuer Liebe und Fürbitte. Gesammelte Briefe 1830–1865, Band 1, Münster 2004, S. 34.
- 12 Klosterarchiv, Akten Studiendirektor G 12 I.
- 13 Konrad Droste: Loccum – Ein Dorf, das Kloster, der Wald. Beiträge zu einer bemerkenswerten Geschichte, Rehburg-Loccum 1999, S. 93 f. Im Verhältnis zu den Wahlen im November 1932 gewannen die Nationalsozialisten in Loccum 42 % mehr Stimmen (552 zu 318). Aber auch die SPD, die bisher die Mehrheit gestellt hatte, gewann auf Kosten der Kommunisten noch 3 % dazu (415 zu 404 Stimmen). Anders als in umliegenden Orten verfügte nach dieser Wahl die NSDAP nicht über eine absolute Mehrheit.
- 14 Droste, S. 94.
- 15 Droste, S. 95.
- 16 Zitiert nach Walter Ködderitz: Das letzte Halbjahrhundert, in: Loccum Vivum – Achthundert Jahre Kloster Loccum MCMLXIII, S. 88. Janssen stellte sich selbst öffentlich in der Predigt die Frage: „Habe ich in dieser Lage getan, was ich musste, was ich konnte in der ganzen schweren Verantwortung gegen Gott und die Gemeinde?“

- 17 Droste, S. 98 und Nancy Kratochwill-Gertich und Antje C. Naujoks: Rehburg-Loccum, in Herbert Obenaus (Hrsg. in Zusammenarbeit mit David Bankier und Daniel Fraenkel): Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, Bd. 2, Göttingen 2005, S. 1301.
- 18 Predigt von Wolfram Braselmann am 9. November 2008 in Münchenhagen, 70 Jahre nach der Pogromnacht des 9. November 1938 www.predigtpreis.de/nc/predigt-datenbank/predigt/article/predigt-ueber-1-thessalonicher-56/print.html (abgerufen am 17. März 2017).
- 19 Nach einer Erzählung seines Sohnes Willi Bultmann, www.stolpersteine-rehburgloccum.de/die-opfer/fam-freundlich/gerda-freundlich (abgerufen am 17. März 2017).
- 20 ebenda.
- 21 Der Brief des Seniors des Hospizes im Namen der Vikare ist abgedruckt bei Jan Olaf Rüttgardt: Das Kloster Loccum im Dritten Reich, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, hrsg. von Hans-Walter Krumwiede, 85. Band 1987, S. 206 f. Abgedruckt ist dort auch das Schreiben von Marahrens an die Hausdame. In ihm ist die Rede von „den Schwierigkeiten, die einem evangelischen Kloster aus der Tatsache solcher Bezugsquelle in unserer nationalsozialistischen Vorbereitung des dritten Reiches erwachsen“. Zugleich wisse „gerade ein evangelisches Kloster auch etwas von geschichtlicher Verpflichtung und Dankbarkeit“. Der Tannenbergbund war eine antichristliche Vereinigung, die eine „völkische“ Pseudoreligion „arteigener, deutscher Gotteserkenntnis“ vertrat.
- 22 „Soweit ich weiß, hat das Kloster dann die Hälfte vom jüdischen Schlachter und die andere Hälfte vom Schlachter aus Loccum bezogen“. Horst Hirschler: Landesbischof Marahrens: Verantwortung für die Kirche, Verantwortung für die Welt – Überlegungen eines Nachfolgers, in: Jörg Calließ (Hrsg.): „... dass Schuld auf unserem Wege liegt“. Die hannoversche Landeskirche und der Nationalsozialismus. Loccumer Protokolle 58/97, Rehburg-Loccum 1998, S. 77.
- 23 Salomon Hammerschlag und seine Frau, der Sohn Julius und seine Frau Bernie (geb. Wertheim), sowie die Töchter Frieda und Selma mit ihren Ehemännern wanderten im März 1937 mit Hilfe der „Jewish Colonisation Organisation“ aus. Die Tochter Paula folgte mit ihrem Ehemann 1940. Angaben aus der Korrespondenz von Jose Hammerschlag mit Beate Ney-Janßen. Sie wurden von Jose Hammerschlag zur weiteren Verwendung freigegeben.
- 24 Der entsprechende Passus des Gedichtes lautet: „Viele Wege gehen ums Erdenrund / Doch Schlomchen hat nur einen! / Bald früh – bald spät – zu jeder Stund / Sucht Schlomchen nur den Seinen / Von Rehburg hin, von Loccum her / Stets unermüdlich wandert er. // Viel bringt er mit, viel trägt er fort / Ihr dürft nur leise winken. / und liefert ab aufs Ehrenwort / Sei's Mettwurst oder Schinken. / Was man verschickt – ist's noch so zart, / Bei Schlomchen ist es wohl verwahrt. // Im Dienst von Loccums Geistlichkeit / Nimmt Kisten er und Packen / Voll Weisheit und Gelehrsamkeit / Vergnügt auf seinen Nacken. / Die Sorge für Gelehrsamkeit / Vor allem Schlomchens Herz erfreut.“ Das ganze Gedicht siehe www.stolpersteine-rehburgloccum.de/die-opfer/fam-löwenstein/jakob-löwenstein (abgerufen 17. März 2017) zitiert nach der unveröffentlichten Zusammenstellung „Das Judentum“ von Heinz Hortian: Die jüdische Gemeinde Rehburg, S. 57f. Er berichtet auch, dass eine Tochter Salomon Hammerschlags in der Gemeindeverwaltung Rehburgs beschäftigt ge-

- wesen sei. Das Gedicht wurde von einer Enkelin Meßwarbs in seinem Nachlass gefunden und 2005 an August Lustfeld übergeben.
- 25 Nähere Angaben zu Jakob Löwenstein siehe www.stolpersteine-rehburgl-occum.de/die-opfer/fam-loewenstein/jakob-loewenstein (abgerufen 17. März 2017).
- 26 Das ist das Ergebnis, zu dem Rüttgardt, S. 200-203 nach Durchsicht der Protokolle der Konventssitzungen bis 1938 kommt. Zwar wurden auf Beschluss des Konventes 1933 neben der Kirchenfahne auch beide Reichsflaggen angeschafft und 1937 Bilder von Hitler und Hindenburg im unteren Flur aufgehängt. Aber die inneren Klosterangelegenheiten schienen unberührt. Man wehrte sich eher gegen NS-Präsenz im Kloster und lehnte z.B. die Vermietung des Hospizes für nationalsozialistische Sportlager ab (1934).
- 27 Dazu Rüttgardt, S. 211-222.
- 28 Rüttgardt, S. 207 f. zitiert dazu eine Schilderung des im Herbst 1933 eingetretenen Kandidaten Karl Adolf Stisser, der in dieser Volksgemeinschaft auch „ein Stück Solidarität“ sah.
- 29 Rüttgardt, S. 208.
- 30 ebenda mit Berufung auf Stisser.
- 31 Zur politisch-kirchenpolitischen Entwicklung Hans Otte: Intakte Kirche? Die hannoversche Landeskirche im Nationalsozialismus, in: Calließ, Loccumer Protokolle 58/97, S. 113-137, besonders 118 ff. Darauf, dass Abt Marahrens als Landesbischof nicht nur für die hannoversche Landeskirche, sondern auch für die Evangelischen Kirchen insgesamt und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus eine zentrale Rolle spielte, kann in der folgenden Darstellung nur Bezug genommen werden, wo es das Thema erfordert. Daher sei exemplarisch auf Arbeiten verwiesen, die die politisch-kirchenpolitische Gesamtentwicklung, besonders die der hannoverschen Landeskirche und die Rolle ihres Landesbischofs darin dokumentieren und reflektieren. Hans-Walter Krumwiede: Kirchengeschichte Niedersachsens, Bd. 2: Vom Deutschen Bund 1815 bis zur Gründung der Evangelischen Kirche in Deutschland 1948, Göttingen 1996; Eberhard Klügel: Die lutherische Landeskirche Hannovers und ihr Bischof 1933-1945, 2 Bde, Berlin 1964-1965; Heinrich Grosse, Hans Otte, Joachim Perels (Hrsg.): Bewahren ohne Bekennen? Die hannoversche Landeskirche im Nationalsozialismus, Hannover 1996. Darin besonders II. Landesbischof Marahrens (Beiträge von Horst Hirschler, Inge Mager, Joachim Perels und Hans Otte, S. 127-222. Der bereits angeführte Band der Loccumer Protokolle 58/97 (Hrsg. Jörg Calließ) setzt die Debatte fort, die mit der Veröffentlichung von „Bewahren ohne Bekennen?“ ausgelöst wurde. Verwiesen wird auch auf das Buch von Jens Gundlach: Heinz Brunotte 1896–1984 – Anpassung des Evangeliums an die NS-Diktatur. Eine biografische Studie, Hannover 2010.
- 32 Rüttgardt, S. 209-211. Seine Beschreibung der thesenartigen Zusammenfassungen ist Grundlage der folgenden Darstellung. Hier werden daraus nur die beiden Aussagen aufgegriffen, die sich auf die Verfolgung von Juden und die NS-Eugenik beziehen. Dazu und zum Kloster im Nationalsozialismus s.a. Heutger, S. 241-244.
- 33 Es handelt sich um die im April 1933 erlassenen Gesetze zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (Beamte, die nicht arischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand zu versetzen), über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft, gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen und die Verordnung über die Zulassung von Ärzten. Die Nürnberger Rassegesetze wurden später am 15. September 1935 erlassen. Auch ihren Vorläufern lag jedoch ausdrücklich

- bereits die nationalsozialistische Rassenideologie zugrunde.
- 34 Dahinter steht der sog. Kirchliche Arier-Paragraph, der den Ausschluss von Christen jüdischer Herkunft aus kirchlichen Ämtern verlangte. 1933 brach in und zwischen den evangelischen Kirchen ein grundsätzlicher Streit über diesen Paragraphen aus, der zur Gründung des Pfarrernotbundes führte, dem Vorläufer der Bekennenden Kirche. Viele der Gegner der Anwendung der Rassenideologie des NS auf die Kirche unterschrieben den von Dietrich Bonhoeffer formulierten Satz: „Ich bezeuge, dass eine Verletzung des Bekenntnisstandes mit der Anwendung des Arierparagraphen in der Kirche gegeben ist“. Zur Anwendung des Arier-Paragraphen siehe Gerhard Lindemann: Christen jüdischer Herkunft als Gegenstand hannoverscher Kirchenpolitik im NS-Staat, in: Bewahren ohne Bekennen, S. 329-374 und seine Zusammenfassung: Die Haltung der Hannoverschen Landeskirche zu ihren Gliedern jüdischer Herkunft 1925 bis 1949, in: Loccumer Protokolle 58/97, S. 138-147. Dort auch: Wolfgang Raupach-Rudnick: Haltungen und Handlungen von Christen der hannoverschen Landeskirche gegenüber Juden und dem Judentum, S. 210-222, mit Beispielen des Widerspruchs gegen die „offizielle“ kirchliche Haltung.
- 35 Am 1. Januar 1934 war das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ in Kraft getreten. Bereits bis Mai 1935 wurden über 400.000 Zwangssterilisationen vorgenommen, davon über 6000 mit Todesfolge. Gisela Bock: Sterilisationspolitik im Nationalsozialismus, in: Klaus Dörner (Hrsg.): Fortschritte der Psychiatrie im Umgang mit Menschen. Wert und Verwertung im 20. Jahrhundert, Rehburg-Loccum 1985. S. 88-104.
- 36 Dies ist die Position, die auch Marahrens vertritt, z.B. im Geleitwort zu dem weit verbreiteten Buch von Walter Künneth: Antwort auf den Mythos. Die Entscheidung zwischen dem nordischen Mythos und dem biblischen Christus, erschienen 1935 im Wichern-Verlag, Berlin. Es setzt sich mit Rosenbergs Rassenideologie auseinander. Marahrens schreibt darin: „Wir haben ein gutes Gewissen, wenn wir diesen uns angetragenen Kampf zwischen Mythos und Offenbarung annehmen, steht es doch nicht in unserem Belieben, ob wir reden oder schweigen wollen.“ S. VI.
- 37 So fasst es Hans-Walter Krumwiede zusammen. Kirchengeschichte Niedersachsens, Bd. 2, S. 570. Dort auch das Marahrens-Zitat. Marahrens gab 1939 die bis dahin verteidigte Positionierung gegen die „völkische“ NS-Ideologie auf, als er die Grundsätze des Reichskirchenministers Kerrl zur „Nationalsozialistischen Weltanschauung“ unterzeichnete. In diesen „Grundsätzen für eine den Erfordernissen der Gegenwart entsprechende neue Ordnung der Deutschen Evangelischen Kirche“ heißt es: „Die nationalsozialistische Weltanschauung ist die völkisch-politische Lehre, die den deutschen Menschen bestimmt und gestaltet. Sie ist als solche auch für den christlichen Deutschen verbindlich.“ Und weiter: „Die nationalsozialistische Weltanschauung bekämpft mit aller Unerbittlichkeit den politischen und geistigen Einfluss der jüdischen Rasse auf unser völkisches Leben“. Zu den „Grundsätzen“ und zum Widerspruch in der hannoverschen Landeskirche gegen die Unterschrift von Marahrens siehe Heidrun Becker: Osnabrücker Kreis, in: Bewahren ohne Bekennen, besonders S. 93 ff.
- 38 Eberhard Klügel, Dokumente, S. 221. Die „äußeren Dinge“ spielen auf Luthers Unterscheidung zwischen den zwei Regimenten an, dem göttlichen

und dem weltlichen. Mit den „äußeren Dingen“ ist das „weltliche Regiment“ gemeint. Dass beide „Regimente“ zwar unterschieden werden sollen, aber auch nach Luther nicht in ihren Wechselwirkungen voneinander separiert werden dürfen, und dass „schuldiger Gehorsam“ zum „Schuldig-Werden“ führen kann und gerade in der Zeit des Nationalsozialismus geführt hat, muss zu die-

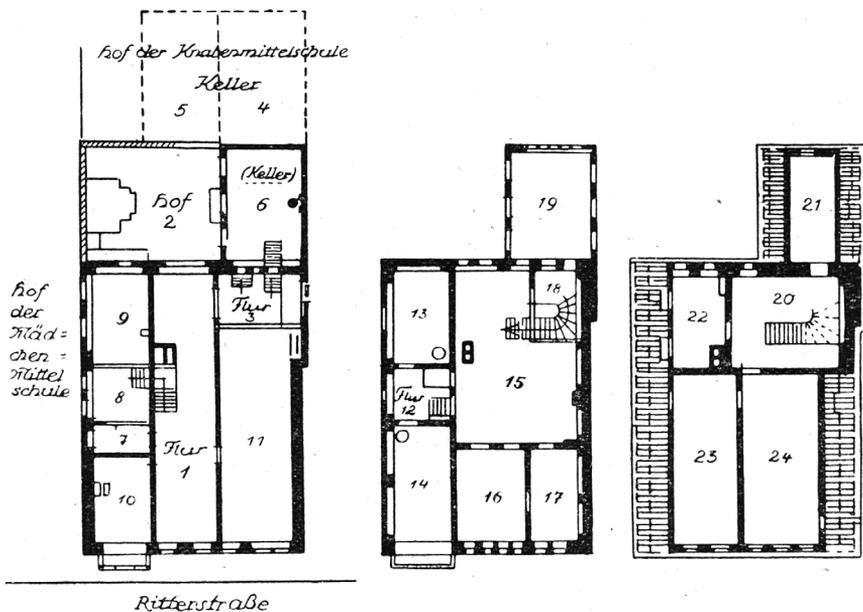
ser Art der Selbstrechtfertigung deutlich angemerkt werden.

- 39 Hans May: Theologie des Kreuzes in den Evangelischen Akademien, in: Glauben und Handeln. Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben zu seinem 70. Geburtstag von Ralf Tyra und Dr. Christoph Hütting, Rehburg-Loccum 2001, S. 114.

Zur Frühgeschichte des Mindener Heimatmuseums vor dem Ersten Weltkrieg – eine Quelle vom Mai 1914

Die wissenschaftliche Aufarbeitung der über 100-jährigen Geschichte des Mindener Museums ist nach wie vor eine dringliche Forschungsaufgabe, die auch die Gründungsphase als Heimatmuseum am Ende des Kaiserreiches betrifft.¹ Die Entstehung 1912 fällt in die zweite museale Gründerzeit der Heimatmuseen in Deutschland und erklärt sich aus einer engen Bindung zur gleichzeitig erstarkenden Heimatbewegung.² In der preußischen Provinz Westfalen bildete 1906 das bevorstehende 300-jährige Doppeljubiläum der Inbesitznahme der Grafschaften Ravensberg und Mark durch die Hohenzollern im Jahre 1609 den Motor für das wachsende öffentliche und politische Interesse an der Geschichte der Heimat. 1907 gründete sich auf Initiative des Mindener Regierungspräsidenten Dr. Kruse der „Minden-Ravensbergische Hauptverein für Heimatschutz und Denkmalpflege“, der neben dem Jubiläum 1909 vor allem die Gründung lokaler Heimatvereine zum Ziel hatte.³ Denn während für die frühere Grafschaft Ravensberg seit 1876 ein eigener historischer Verein bestand, in Herford sich 1882 ein „Verein für Altertümer und ein städtisches Museum“ konstituiert hatte und sowohl Bielefeld als auch Herford zur kulturellen Daseinsvorsorge jeweils kommunale Museen betrieben, war das Gebiet des ehemaligen Fürstentums Minden in dieser Beziehung weitgehend Niemandsland.⁴ Überhaupt sei die kulturelle Infrastruktur Mindens vor 1914, so Hans Nordsiek, eher durchschnittlich und von kleinstädtischer Dimension gewesen.⁵

Drei Entwicklungen beförderten nun in Minden die Museumsgründung: Zum ersten das 150-jährige Gedenken an die Schlacht bei Minden, die der Kreis Minden 1909 mit Hilfe des Kreisverbandes der Kriegervereine – ganz im Sinne der Konstruktion nationaler Identität über das Regionale (Gisela Weiß)⁶ – als lokales Gegenstück zum Doppeljubiläum in Ravensberg und der Mark mit großem Pomp inszenierte.⁷ Zum zweiten die Gründung eines Kreismuseums durch den Landrat Dr. Franz Cornelien (1868–1951), der eine Sammlung archäologischer, historischer und naturkundlicher Objekte aufbaute und Mitte Oktober 1909 im neuen Kreishaus ein Zimmer als „kleines Museum“ herrichtete.⁸ Schließlich steht zum dritten die Initiative der Stadt Minden im Jahre 1912, die bisher im Staatsarchiv Münster aufbewahrten städtischen Urkunden wieder nach Minden zu holen und ein Archiv einzurichten,⁹ in einem direkten Zusammenhang zur Gründung eines eigenen Museums. Obwohl der Rat erst am 19. Dezember der Rücknahme der Urkunden zustimmte, legte ein Antrag des Magistrats vom 13. Mai dafür die Grundlage.¹⁰



Keller und Erdgeschoss

1. Eingangstür,
2. Hof,
3. Vorplatz,
4. Keller,
5. desgleichen,
6. Schlacht bei Minden,
7. } Kleinbauernräume
mit Feuerstätte
8. }
9. }
10. Mindener Erinnerungen
und Altertumsfunde
11. Bildersaal.

1. und Zwischengeschoss

12. Vorraum,
13. Erinnerungen Regiment 15,
14. Mindener Altertümer,
Bücher, Urkunden,
15. Bauernspiele,
16. } Modelle,
17. }
18. Vorraum,
19. Biedermeierstube,

Dachgeschoss

20. Stiegenhaus,
21. Alte Schusterstube,
22. } Kriegsgefangenen-
23. } lager Minderheide,
24. } Urnenfunde usw.

Gesamtplan des Heimatmuseums, Ritterstraße 23, 1922.

Mindener Museum

Nur zwei Tage später beschloss die Stadtverordnetenversammlung am 15. Mai 1912, das Haus Ritterstraße 23 mit den beiden Nebengebäuden für 27.000 Mark von der Witwe Mathilde Freytag anzukaufen.¹¹ Die Familie Freytag konnte zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine fast 140-jährige Firmengeschichte zurückblicken, betrieb sie doch seit 1773 eine Buchhandlung und Leihbibliothek in Minden.¹² Die Umstände des Verkaufs sind nicht genau nachzuvollziehen. Aber offenbar scheint Mathilde Freytag zum Verkauf gedrängt worden zu sein.¹³

Blick in die Diele 23 mit dem Kamin, der sich heute im Kleinen Rathaussaal befindet, 1922.

*Mindener
Museum*



Als der Historische Verein aus Bielefeld am 19. Juni 1912 einen Ausflug nach Minden unternahm, führte Landrat Cornelsen selbst die rund 50 Gäste durch das Museum. In den Ravensberger Blättern hieß es, dass das Museum zwar noch klein sei, aber interessante Gegenstände berge, darunter im Keller auch die beim Kanalbau 1911 entdeckten Einbäume.¹⁴ Der Verein besuchte anschließend das Rathaus, durch das Bürgermeister Dr. Diekmann führte. Nach dem Verwaltungsbericht seien dabei auch das von der Stadt seit langen Jahren gesammelte und im Rathaussaal zur Schau gestellte Kartenmaterial sowie weitere historische und Altertumsgegenstände besichtigt worden, was die Ravensberger Blätter jedoch nicht erwähnen.¹⁵ Offenbar förderte der Besuch des Historischen Vereins endgültig die Entscheidung zur Museumsgründung auf Seiten des Magistrats und des Rates. Denn bereits am 26. September des Jahres entschied letzterer nach einer Empfehlung des Magistrats vom 20. September,¹⁶ 3.000 Mark für die museale Nutzung „der Körber & Freytag'schen Häuser“ zu bewilligen.¹⁷ Damit begann der Ausbau zum Heimatmuseum innerhalb eines Zeitraumes von nicht einmal zwei Jahren bis zum Frühjahr 1914, während gleichzeitig die vorhandene Sammlung durch Ankäufe und Schenkungen erweitert wurde.¹⁸



*Kamin in
der Diele
23, 1922.
Mindener
Museum*

Am 2. Mai 1914 erschien im Minden-Lübbecker Kreisblatt ein Artikel unter dem Titel „Minden und sein Museum“.¹⁹ Der unbekannte Verfasser beschreibt darin den Umbau der früheren Buchhandlung und Leihbibliothek zum Heimatmuseum und skizziert erstmals die ausgestellten oder eingebauten Sammlungsgegenstände. Es sei schon eine gute Spanne Zeit her, so der Verfasser, dass die Städtischen Kollegien den Ankauf des alten schönen Renaissancehauses an der Ritterstraße abgeschlossen haben mit der Absicht, Mindens Geschichte und Mindens Entwicklung, wie sie sich in Kunstwerken, in den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, in Büchern und Bildern widerspiegeln, eine sinngemäße Sammelstätte zu schaffen. Die Zwischenzeit sei dazu genutzt worden, die vielfachen größeren und kleineren Räumungs- und Änderungsarbeiten, innen und außen, soweit zu fördern, dass mit der endgültigen Herichtung und Einweihung im Laufe des Monats Mai gerechnet werden könne.²⁰ Die kurze Vorbesichtigung des Museums solle auch das Interesse der Leserschaft auf Heimatpflege und Stadtgeschichte lenken.²¹

Der Vergleich der Vorbesichtigung des Museums des Jahres 1914 mit dem ersten Museumsführer von 1922 zeigt, dass zu diesem frühen Zeit-

Links Treppenaufgang ins Zwischen- und Obergeschoß. Die Zwischenwand der Diele 23 wurde Ende der 1940er Jahre entfernt.

*Mindener
Museum*



punkt bereits zentrale Museumsobjekte fest eingebaut waren, so die beiden Sandsteinkamine oder der alte Opferkasten aus der Marienkirche mit dem dicken Eisenbeschlag und drei großen Vorhängeschlossern.²² Im Hof des Hauses 23 finden sich bereits zahlreiche Grabsteinplatten, in Stein gehauene Wappen, Figuren und andere Spolien, die in die Mauer eingelassen wurden.²³ Auch im Erdgeschoss sind spätere Inszenierungen wie die westfälische Bauernstube und Küche ebenso bereits vorhanden, wie im Keller Grabplatten aus der Marienkirche und der alte Schandpfahl.²⁴

Während die Beschreibung des Grundrisses im Zeitungsartikel von 1914 mit dem Abdruck im Museumsführer von 1922 übereinstimmt,²⁵ finden sich aber auch Hinweise darauf, dass die inhaltliche Gestaltung noch nicht abgeschlossen ist. Die übrigen kleineren Räume als Museum zu nutzen, könne, so der Verfasser, „um so eher geschehen, je mehr Mindens Bürgerschaft durch Überweisung und Spenden geeignete Ausstellungs- und Ausstattungsgegenstände zur Bereicherung unseres Museums beiträgt.“²⁶

Der Artikel endet mit dem Appell, für „die Ausgestaltung und den Weiterbestand des Museums, einen festen Mittelpunkt zu schaffen. Das wür-



Kamin im Eingangsbereich des Heimatmuseums. Mindener Museum

de durch die Gründung eines Museums-Vereins, eines Vereins für Mindensche Stadtgeschichte oder wie man ihn sonst nennen will, u.E. am besten erreicht. Die Hauptsache wäre, den Freunden und Förderern dieser gemeinnützigen Einrichtung, und dazu rechnen wir unsere gesamte Bürgerschaft, Gelegenheit zu fortdauernder Unterstützung zu geben. Es würde uns freuen, später einmal, vielleicht bei der Einweihung schon, in unserem Blatte über die vollendete Tatsache der Vereinsgründung berichten zu können. Ansätze hierzu sind schon vorhanden.“²⁷ Ein Appell, der erst mit der Gründung des „Mindener Geschichtsvereins“ 1922 Realität wurde. Dass das neue Heimatmuseum zumindest von Teilen der Bürgerschaft getragen wurde, lässt sich nicht nur am raschen Wachstum der Sammlung erkennen, sondern auch durch die Förderung durch Mindener Handwerksmeister, die ohne Entgelt einen Teil der Arbeiten ausgeführt hatten.

Die Quelle aus dem Mai 1914 belegt, dass die bauliche und inhaltliche

Entwicklung des jungen Heimatmuseums bereits bis zu diesem Zeitpunkt große Fortschritte erzielt hatte. Keine drei Monate vor Beginn des Ersten Weltkriegs schien die offizielle Einweihung des neuen Museums tatsächlich nur noch eine Frage weniger Wochen zu sein.²⁸ Unklar bleibt, ob das Museum schon vor seiner feierlichen Einweihung am 20. September 1922 öffentlich zugänglich war, oder es nur ausgewählte Personen, wie etwa der Oberpräsident der Provinz Westfalen Bernhard Wuermeling im Juli 1921,²⁹ besuchen konnten. Ein Jahrzehnt lang verhinderten Krieg, Revolution und Inflation eine offizielle Eröffnung. Die Stadt und ihr ehrenamtlicher Museumsleiter, Max Matthey (1876–1951), entfalteten trotz allem eine rege Sammlungstätigkeit, die selbst im Krieg fortgesetzt wurde.³⁰ Anfang April 1919 beschloss die Stadtverordnetenversammlung den Ankauf des Grundstücks Ritterstraße 25 für 16.000 Mark, um, wie der Stadtverordnete Meyer betonte, durch den Kauf eine spätere Vergrößerung des Museums zu ermöglichen. Das Museum sei eine Sehenswürdigkeit der Stadt, auf die sie stolz sein dürfe.³¹ Aufgrund der Wohnungsnot konnte das Gebäude zwar erst dreißig Jahre später als Museum genutzt werden, aber zumindest die Hoffnung Meyers, das Heimatmuseum möge mit dem Kreismuseum vereinigt werden, erfüllte sich rasch. Der Kreistag Minden beschloss Anfang April 1920, das Kreismuseum in das städtische Museum zu überführen und einen Museumsverein zu gründen, um das Interesse an den Schätzen der Heimat zu fördern.³²



Plakat des Heimatmuseums, 1929.

Mindener Museum



Rückwärtige Ansicht des Hauses 23 mit dem Tor zum Innenhof/Lapidarium, 1929.
Mindener Museum

Diese verschiedenen Wurzeln des damaligen Heimatmuseums und heutigen Mindener Museums gerieten durch die tiefen Zäsuren von Erstem Weltkrieg, Revolution und Inflation rasch in Vergessenheit. Die offizielle Eröffnung und die gleichzeitige Veröffentlichung des ersten offiziellen Museumsführers prägten seit 1922 die kollektive Erinnerung vieler Museumsgenerationen,³³ wobei Museumsleiter und Herausgeber Max Matthey wesentlich zur Legendenbildung und zum Gründungsmythos beitrug.

Anmerkungen

- 1 Philipp Koch: „Vollgestopfte Raritätenkammer“ oder Labor für die historische und experimentelle Stadtentwicklung im 21. Jahrhundert? Geschichte, Zukunftsaufgaben und Forschungsfelder des Mindener Museums zwischen Gründung 1912, Hyperinflation 1922/23 und Staatsschuldenkrise 2011/12, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins Bd. 84, 2012, S. 73-87, hier S. 73f.
- 2 Olaf Hartung: Kleine deutsche Museumsgeschichte, Köln, Weimar u.a. 2010, S. 60f. und Gisela Weiß: Sinnstiftung in der Provinz. Westfälische Museen im Kaiserreich, Paderborn 2005, S. 287ff.
- 3 Karl Ditt: Die westfälische Heimatbewegung 1871-1945. Eine kulturelle Bewegung zwischen Zivilisationskritik und politischer Instrumentalisierung, in: Katharina Weigand (Hrsg): Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert, München 1997, S. 263-287, hier S. 267 und Weiß, Sinnstiftung, S. 88.
- 4 Karl Ditt: Bildung nur für Bürger? Das Schul- und Kultursystem im wilhelminischen Bielefeld, in: Joachim Meynert; Josef Mooser; Volker Rodekamp (Hrsg): Unter Pickelhaube und Zylinder. Das östliche Westfalen im Zeitalter des Wilhelminismus 1888-1914, Bielefeld 1991, S. 349-368, hier S. 355ff.; Martin Griepentrog: Kulturhistorische Museen in Westfalen (1900-1950). Geschichtsbilder, Kulturströmungen, Bildungskonzepte, Paderborn 1998, S. 81f. und Weiß, Sinnstiftung, S.28ff., S. 71-94, S. 132ff. und S. 393ff.
- 5 Hans Nordsiek: „Kaiserwetter“ in Minden. Stadtentwicklung in wilhelminischer Zeit, in: Meynert, Pickelhaube, S. 29-133, hier S. 59.
- 6 Weiß, Sinnstiftung, S. 308ff. und S. 314.
- 7 Hans Nordsiek: Immer auf der Siegerseite. Die Schlacht bei Minden 1759 – Realität und Interpretation, in: Martin Steffen (Hrsg): Die Schlacht bei Minden – Weltpolitik und Lokalgeschichte, Minden 2008, S. 188-212, hier S. 200ff.
- 8 Kommunalarchiv Minden (KAM) Bestand Kreisausschuss Minden Nr. 2692.
- 9 Die Stadt Minden 1913/1926. Verwaltungsbericht des Magistrats aus den Jahren 1913 bis 1926, o.O. [Minden], o.J. [1928]. Wieder abgedruckt auch in: Mindener Heimatblätter Jg. 7, 1929 und Jg. 8, 1930, hier Jg. 8, 1930, Nr. 7.
- 10 Kommunalarchiv Minden (KAM) Bestand Stadt Minden G I A Nr. 14.
- 11 Ebd. und Verwaltungsbericht 1913/1926.
- 12 Der Bäcker Gerd Henrich Meyer kaufte 1756 das Haus Ritterstraße 23. Seine Tochter Anna Margarethe heiratete 1773 den Buchhändler Justus Heinrich Körber (1749-1840), der von Johann Felix Carl Gsellius (1738-1798) dessen 1769 gegründete Buchhandlung und Leihbibliothek erwarb. Die zweite Tochter, Anne Marie Eleonore, heiratete 1776 den Mindener Apotheker Helmich. Wann Justus Körber sein Geschäft in die Ritterstraße verlegte, ist unklar. Kaspar und Barthold datieren dies ohne Beleg auf um 1785. Der Bäcker Meyer wird noch 1781 als Hauseigentümer geführt. 1816 übergab Justus Körber den Betrieb an seinen gleichnamigen Sohn. 1844 schloss sich der kinderlose Körber mit dem Buchhändler Ferdinand Freytag zusammen. Fortan firmierte der Betrieb als Körber & Freytag'sche Buchhandlung. Freytag hatte in der Bielefelder Buchhandlung von Körbers Schwager August Helmich gelernt. Er heiratete Henrietta, eine Nichte seines Partners und führte die Firma bis zu seinem Tod 1888. Danach setzte sein Sohn Albert die Familientradition ebenfalls bis zu seinem Tod 1911 fort, ehe dessen Witwe Mathilde das Haus an die Stadt verkaufte. Vgl. Fred Kaspar; Peter Barthold

- (Bearb.): Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 50. Stadt Minden Teil IV, Altstadt Bd.3, Die Profanbauten Teilband 2, Essen 2000, S. 1454 und S. 1951; Frank Krosta: Die Geschichte der Stadtbibliothek Minden von 1906 bis 1945. Ein Beitrag zur Entwicklung der Literaturversorgung seit dem 18. Jahrhundert, Marburg 1998, S. 19ff.
- 13 So erinnerte sich ein Enkel Mathilde Freytags, Charles E. Fraser, im Jahre 2002.
 - 14 Artikel Ausflug des Historischen Vereins nach Minden, in: Ravensberger Blätter Bd. 12, Nr. 7/8, Juli/August 1912, S. 59.
 - 15 Ebd. und Die Stadt Minden 1913/1926. Verwaltungsbericht des Magistrats aus den Jahren 1913 bis 1926, o.O. [Minden], o.J. [1928]. Wieder abgedruckt auch in: Mindener Heimatblätter Jg. 7, 1929 und Jg. 8, 1930, hier Jg. 8, Nr. 7, April 1930.
 - 16 Protokoll der Stadtverordnetenversammlung vom 26. September 1912, in: KAM Bestand Stadt Minden G I A Nr. 14 und Minden-Lübbecker Kreisblatt vom 27. September 1912.
 - 17 Dagegen datiert der Verwaltungsbericht 1913/1926 den Beschluss auf den 26. November 1912. Vgl. Verwaltungsbericht 1913/26, o.S. und Koch, Raritätenkammer, S. 73 und 85.
 - 18 Kommunalarchiv Minden (KAM) Bestand Stadt Minden F 2128.
 - 19 Minden-Lübbecker Kreisblatt vom 2. Mai 1914, Nr. 102, Drittes Blatt, Unterhaltungsblatt.
 - 20 Dabei wurde das an das Hinterhaus angeschlossene Brau- und Wirtschaftsgebäude abgerissen und die Fläche dem angrenzenden Schulhof der Bürgerschule zugeschlagen. Vgl. Kaspar BKDW, S. 1957.
 - 21 Minden-Lübbecker Kreisblatt vom 2. Mai 1914, Nr. 102, Drittes Blatt, Unterhaltungsblatt.
 - 22 Ebd. und Max Matthey (Bearb): Führer durch die Sammlungen des Heimat-Museums Minden i.W., Minden 1922, S. 6f.
 - 23 Ebd. und Matthey, Führer, S. 13f.
 - 24 Ebd. und Matthey, Führer, S. 22ff. und S. 31ff.
 - 25 Ebd. und Matthey, Führer, S. 6.
 - 26 Minden-Lübbecker Kreisblatt vom 2. Mai 1914, Nr. 102, Drittes Blatt, Unterhaltungsblatt.
 - 27 Ebd.
 - 28 Ebd.
 - 29 Mindener Tageblatt vom 1. August 1921.
 - 30 Das Minden-Lübbecker Kreisblatt berichtet am 9.11.1916 darüber, dass das Museum die sämtlichen, in ihrer Art mustergültigen Plaketten und Medaillen von Gustav Adolf Daumiller (1878–1962) angekauft habe. Diese Arbeiten seien auch von den Münzkabinetten Berlin, Dresden, München und Braunschweig erworben worden. Darüber hinaus erwarb die Stadt einige Ölgemälde, die abgesehen von ihren künstlerischen Werten, späteren Generationen Zeugnis davon ablegen sollten, dass auch während des großen Völkerringens die Kunstpflege in Minden nicht vergessen wurde.
 - 31 Mindener Tageblatt vom 4.12.1919.
 - 32 Mindener Tageblatt vom 3.4.1920.
 - 33 Martin Beutelspacher; Volker Rodekamp (Hg): Das Mindener Museum für Geschichte, Landes- und Volkskunde. Ein Museumsführer, Minden 1987; Koch, Raritätenkammer, S. 73ff.

THOMAS PARENT

Zum Andenken an Willi Schmidt

Das LWL-Industriemuseum trauert um Willi Schmidt, der am 11.1.2015 im Alter von 90 Jahren verstorben ist. Mehrere Jahrzehnte lang hat der ehemalige Rektor der Ovenstädter Grundschule den Museumsaufbau der Glashütte Gernheim in Petershagen-Ovenstädt mit großer Sachkenntnis und unermüdlichem Engagement begleitet.

Als ich mich nach meinem Dienstantritt 1983 in die Geschichte der einzelnen Standorte des „Westfälischen Industriemuseums“ einarbeitete, stieß ich bald auf seinen Namen: Willi Schmidt hatte bereits 1976 in den Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins einen Aufsatz über „Die Glashütte Gernheim und ihre Erzeugnisse“ veröffentlicht. Hier zeichnete er nicht nur die Geschichte der Glasfabrik ausführlich nach, sondern würdigte auch ihre Produktion, indem er mehr als zwanzig Glasobjekte einzeln vorstellte, vor allem Flaschen und Trinkgläser, aber auch kunstvoll gravierte Überfang-Scheiben. Das Gros dieser Exponate war in Ovenstädter Familienbesitz über mehrere Generationen hinweg weitervererbt worden, manches stammte aber auch aus dem Mindener Museum. Zum 150-jährigen Jubiläum des Gernheimer Glashüttenturms waren diese Ob-



*Willi Schmidt führte zahlreiche Schülergruppen durch die Glashütte Gernheim.
Foto: LWL-Industriemuseum; Martin Holtappels*

jekte im Frühjahr 1976 in einer Ausstellung im Gemeindesaal der evangelischen Apostelkirche in Ovenstädt zu sehen gewesen. An der Konzeption und Organisation der Ausstellung hatte Schmidt maßgeblich mitgewirkt.

Der Aufsatz zeugte von profundem Wissen. Daher wollte ich seinen Autor gerne kennenlernen und meldete mich telefonisch bei ihm. Wir vereinbarten einen Besuchstermin und trafen uns am Glashüttenturm. Willi Schmidt nahm sich viel Zeit, mir das historische Gernheim zu erklären. Er erwähnte auch, dass Nachkommen aus der ehemaligen Fabrikanten-Dynastie Schrader immer noch ihre Familientage in Gernheim abhielten und vermittelte mir den Kontakt zu Dr. Otto Schrader nach Bielefeld. Er zeigte mir eine kleine Ausstellung über die Glashütte, die er in der Ovenstädter Volksschule arrangiert hatte. Schließlich lud er mich zu sich nach Hause ein, wo wir unser intensives Gespräch bei Kaffee und Kuchen fortsetzten. Diese Gastfreundschaft habe ich auch später noch mehrfach genossen. Diese Freundschaft habe ich auch später noch mehrfach genossen. Hierfür möchte ich seiner Frau Lenchen ebenfalls herzlich danken.

Bei meinem ersten Besuch im Frühjahr 1983 fragte ich vorsichtig an, ob es eine Möglichkeit gäbe, die Gernheimer Produkt-Überlieferung fotografisch zu dokumentieren. Willi Schmidt sagte zu und organisierte einen Termin, an dem die Besitzer ihre kostbaren Gläser zur Gastwirtschaft „Karl von Minden“ brachten. Dort wurde Stück für Stück von einer Fotografin des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege aufgenommen. Viel später konnte das LWL-Industriemuseum mehrere dieser Objekte als Dauerleihgaben für seine ständige Ausstellung gewinnen.

Die Restaurierung der Gernheimer Baudenkmale zog sich sehr lange hin. Nachdem der Glasturm mitsamt Nebengebäuden schließlich fertig gestellt war, präsentierte ihn das LWL-Industriemuseum 1992 im Rahmen eines Tags der offenen Tür der Öffentlichkeit, um bei der Ortsbevölkerung „Eis zu brechen“. Die Informationsausstellung, die damals im Turm aufgebaut war, konnte auch in der folgenden Woche besichtigt werden. Die Aufsichtsführung übernahm der Seniorenclub Ovenstädt unter der Leitung von Willi Schmidt.

Ab 1994 folgte jährlich dann ein „Vorlaufbetrieb“. Nun gab es in den Sommermonaten im Glasturmkomplex regelmäßige Öffnungszeiten an Wochenenden, mehrere Sonderausstellungen, kulturelle Veranstaltungen der Stadt Petershagen, Schauvorführungen des Thüringer Glasbläfers Hubert Greiner-Schwed, erste museumspädagogische Aktionstage für Schulklassen. Dieser Vorlaufbetrieb, den ich von der Dortmunder Museumszentrale aus organisierte, wäre ohne engagierte Unterstützung aus der Region nicht möglich gewesen. Neben Ursula Klages, Wolfgang Battermann und Joachim Flintzak ist hier vor allem Willi Schmidt zu nennen, der im Auftrag des Museums bis ins hohe Alter hinein zahlreiche Besuchergruppen durch Gernheim führte. Diese historischen Ortsrundgänge – es dürften weit über hundert gewesen sein – gründeten auf seiner fundierten Sachkenntnis und pädagogischen Autorität und haben wesentlich dazu beigetragen, dass Gernheim als Industriemuseum bei der lokalen und regionalen Bevölkerung immer mehr an Akzeptanz gewann. Nachdem Michael Funk im Herbst 1996 als Museumsleiter eingestellt worden

war, begann 1998 mit der Eröffnung der Dauerausstellung der reguläre Museumsbetrieb. Willi Schmidt blieb dem LWL-Industriemuseum weiterhin eng verbunden.

Ein früher gemeinsamer Termin hat sich bei mir so stark eingepreßt, dass ich mich noch heute an Details erinnere: Willi Schmidt bot mir an, doch einmal im Ovenstädter Seniorenclub über die Gernheimer Geschichte und über unsere Museumsplanungen zu referieren. In meinem Vortrag schilderte ich beiläufig, dass Gernheim die hochkarätige künstlerische Qualität seiner Produkte vor allem den zugewanderten Glasmachern aus Böhmen verdanke. Diesen Gedanken griff Schmidt auf und regte an, die Veranstaltung mit einem gemeinsamen Lied zu beenden. Sein Vorschlag lautete: „Es war im Böhmerwald ...“ Wir haben dann alle zu Klavierbegleitung dieses Lied gesungen, das damals vor allem bei Heimatvertriebenen – wie es sie auch unter den Ovenstädter Senioren gab – populär war.

Willi Schmidt hatte diesen Seniorenclub gegründet und betreute ihn mit großem Engagement. In Ovenstädt amtierte er auch als Schriftführer der Kulturgemeinschaft. Er war dort Ortsheimatpfleger und führte die Chronik der evangelischen Kirchengemeinde sowie die Schulchronik. Er hat frühzeitliche Bodenfunde (u.a. Mammutzähne, Urnen und Faustkeile) gesammelt und publiziert. Er war künstlerisch begabt und hat Gernheimer und Ovenstädter Motive gemalt. 2012 wurden 12 seiner Farbbilder als Jahreskalender der Kulturgemeinschaft Ovenstädt gedruckt.

Das LWL-Industriemuseum wird Willi Schmidt ein ehrendes Andenken bewahren. Viele seiner Gernheimer Glasfunde, die sich nun im LWL-Industriemuseum befinden, gehen demnächst in die Dauerausstellung ein.

Ich danke Wolfgang Battermann für viele weiterführende Informationen zur Arbeit von Willi Schmidt.

REZENSION

Ditt u.a.: Westfalen in der Moderne 1815-2015. Geschichte einer Region, 3. Aufl. Münster 2015, 864 S., ISBN: 978-3402130230.

Der Zeppelin als Symbol einer neuen Zeit über westfälischer Kulisse – schon der Buchdeckel macht neugierig auf eine Veröffentlichung anlässlich des 200. Gründungsdatums der preußischen Provinz Westfalen. Wohltuend hebt sich dieser Sammelband aus dem LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte mit seiner durchdachten Konzeption aus der Fülle üblich gewordener buntbebildeter Jubelschriften ohne historischen Tiefgang ab. Die Veröffentlichung schafft anlässlich des etwas sperrigen Jubiläums einen Zugang zur historischen Entwicklung einer Region, die – so Thomas Küster als einer der Redakteure des Bandes – seit ihrer Neuordnung infolge der napoleonischen Expansion eine räumliche und staatliche Integrationsleistung vollbrachte, die nicht zuletzt ein westfälisches Eigenbewusstsein der Bevölkerung entstehen ließ.

Während die äußere Klammer der 24 Fachbeiträge mit dem Gebiet der aus unterschiedlichsten Territorien zusammengefügt Provinz vorgegeben war, bildete die Epoche der Moderne deren inhaltliche Klammer. Der klassischen Gliederung der Sozialgeschichte folgend, wird in den Kapiteln „Politik und Partizipation“, „Wirtschaft und Gesellschaft“ sowie „Kultur und Lebenswelten“ das Themenspektrum vertieft, in dem sich die Modernisierungsprozesse der vergangenen 200 Jahre in der Region festmachen lassen. Dabei wird keine teleologische Erfolgsgeschichte erzählt – vielmehr geht es den Autorinnen und Autoren darum, die Ambivalenzen der Epoche aufzuzeigen. Der kulturalistische Blick verschließt nicht die Augen vor dem Doppelcharakter der Moderne, sondern zeigt vielmehr auf, in was für einem Spannungsfeld sich die Bewohner Westfalens bewegten, um den Anforderungen der jeweiligen Gegenwart gerecht zu werden. Waren auf der einen Seite wissenschaftlicher und technischer Fortschritt sowie die Verbesserung der Lebensverhältnisse zu verzeichnen, zeigte sich auf der anderen Seite die Krisenhaftigkeit der Moderne. Die Zumutungen, die zu bewältigen waren, beginnen bei der Ablösung vormoderner Herrschaftsstrukturen am Anfang des 19. Jahrhunderts und führen bis zu der gegenwärtigen Erkenntnis, dass die Endlichkeit natürlicher Ressourcen dem wirtschaftlichen Wachstum Grenzen setzt.

Im einleitenden verwaltungs- und verfassungsgeschichtlichen Überblicksbeitrag, der den Bogen von der preußischen Provinz zum Landesteil im Bundesland NRW schlägt, verweist Bernd Walter zu Recht auf die positiven Impulse des Königreichs Westphalen und des Großherzogtums Berg, die auch nach 1813 ihre gesellschaftliche Prägekraft nicht völlig verlieren sollten. Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts sollte gerade in der Provinz Westfalen, weit entfernt von der preußischen Hauptstadt, das immerwährende Spannungsverhältnis zwischen zentralem Herrschaftsanspruch und provinziellem Selbstverständnis hervortreten. Bis in die Gegenwart

wirkende Symbolsetzungen, wie die des Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica von 1896, wirkten identitätsstiftend, wobei hier zwar die „deutsche Nation“ den Bezugspunkt bildete, die preußische Perspektive für die angesprochene Bevölkerung aber Bedeutung behielt.

Auch die übrigen Autorinnen und Autoren – die meisten als Mitarbeiter oder Ehemalige dem LWL-Institut eng verbunden – haben es zumeist vermocht, Westfalen als Ganzes einzubeziehen. Wenn auch das Ruhrgebiet und Münster in der Darstellung stärker vertreten sind, so findet doch ebenso der sonst eher vernachlässigte Regierungsbezirk Minden Berücksichtigung, wobei die Stellung der Stadt Minden als langjähriger Regierungssitz weitgehend ausgeblendet bleibt.

Im Kapitel „Politik und Partizipation“ verweist Sabine Mecking in ihrem Beitrag „Kommunale Selbstverwaltung und lokale Demokratie“ auf die starke Stellung Bielefelds als „Vorort für Minden-Ravensberg“. In Christopher Koppers Beitrag zur Mobilität findet nun auch die Weststadt als Zielort der Köln-Mindener Eisenbahn und als einziger schiffbarer Flusshafen Westfalens angemessene Beachtung. Karl Ditt widmet sich im zweiten Kapitel gleich mit mehreren grundlegenden Beiträgen der wirtschaftlichen Entwicklung Westfalens sowie der Sozialgeschichte der Arbeit. Dabei gibt er der für Minden-Ravensberg bis weit ins 20. Jahrhundert prägenden Landwirtschaft ebenso Raum wie der deutschlandweit führenden Textil- und Bekleidungsindustrie. In Bezug auf die industrielle Arbeit ist es ihm ein Anliegen, auf die strengen Hierarchieverhältnisse innerhalb der Betriebe aufmerksam zu machen und den Einfluss der Gewerkschaften zu präzisieren.

Julia Paulus weist im dritten Kapitel „Kultur und Lebenswelten“ auf die in Minden-Ravensberg besondere protestantische Frömmigkeitsform der Erweckungsbewegung hin. Katrin Minner geht der Entwicklung der zahlreichen westfälischen Groß- und Mittelstädte nach und ergründet den Wert der Urbanität, deren Stärke sie in der aktiven Rolle des Bürgertums sieht. Sie spürt den schmerzhaften Veränderungen nach, die Luftkrieg und Planungs euphorie der Nachkriegszeit zu verantworten haben. Für Minden hebt sie den Wiederaufbau bzw. Erhalt „identifikationsstiftender Gebäude“ wie Dom und Rathaus hervor.

Wer an fundierten Forschungsergebnissen anstelle schnell zusammengeschriebener Geschichten interessiert ist, wer analytische Überblicksdarstellungen mit sorgfältig ausgewählten, vorbildlich kommentierten Abbildungen schätzt, ist mit dem Band bestens bedient. Für das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte ist die Veröffentlichung ein Ausweis seiner Kompetenz, komplexe historische Fragestellungen der Sozial- und der Zeitgeschichte tiefgründig zu erforschen und die Ergebnisse der Untersuchungen der Allgemeinheit in angemessen fundierter Weise zu präsentieren. Wenn die Festakte zum 200. Bestehen der Provinz Westfalen längst vergessen sind, wird dieser Band mit seinem Handbuchcharakter noch immer einen hohen Gebrauchswert besitzen.

Bärbel Sunderbrink

Jahresbericht des Mindener Geschichtsvereins 2015

Das Jahr 2015 brachte eine wichtige Neuerung für den Mindener Geschichtsverein hervor: erstmals in seiner Geschichte wurde seitens des Kreises Minden-Lübbecke und der Stadt Minden beschlossen, die allgemeine Tätigkeit des Vereins aus öffentlichen Mitteln zu bezuschussen. Beide Gebietskörperschaften haben dies in ihren Haushalten für das Jahr 2016 vereinbart. Damit erhält der Mindener Geschichtsverein für das Jahr 2016 einen Zuschuss in Höhe von 10.200 Euro, die je hälftig von Kreis und Stadt getragen werden. Das ist in Zeiten knapper öffentlicher Mittel und zahlreicher Kürzungen ein großer Vertrauensbeweis in die Qualität der Arbeit des Mindener Geschichtsvereins. Zugleich stellt es den Verein vor die Aufgabe, diesem Vertrauen auch zukünftig gerecht zu werden. Dies hat sich der Verein in vielen Jahrzehnten erarbeitet. In den letzten Jahren durch viele Aktivitäten, die auch die Teilnahme an gesellschaftspolitischen Aufgaben wie NS-Erinnerungskultur, Demokratieförderung und historische Bildung betrafen. Dieser Einsatz wurde mit großer Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und bei den Verantwortlichen in Kreis und Stadt verfolgt und nun gewürdigt. Damit ist keine Versicherung steter öffentlicher Bezuschussung verbunden. Diese muss sich der Verein immer neu erarbeiten. Es war nicht leicht, dies zu erreichen, umso mehr ist der Mindener Geschichtsverein den Verantwortlichen gerade in der Verwaltung und im Rat der Stadt Minden zu Dank verpflichtet. Die Stadt ist mit ihrer frühen Zusage trotz schwieriger Haushaltslage in Vorleistung gegangen. Insbesondere ist hier Dr. Joachim Meynert, dem ehemaligen Beigeordneten der Stadt Minden und ehemaligen Vorsitzenden des Vereins für seinen Einsatz zu danken. Dieser Dank geht genauso an die Kreisverwaltung und den Kreistag, namentlich dem Landrat sowie der Kreiskämmerin, die zu ihren Zusagen gestanden haben.

Mitgliederentwicklung

Zu Jahresbeginn 2014 hatte der Verein 406 Mitglieder. Wir konnten in 2015 fünf neue Mitglieder begrüßen, die sich für den Verein entschieden haben. Dem stehen neun Kündigungen sowie neun verstorbene Mitglieder gegenüber. Die Zahl der Mitglieder betrug damit zum Jahresende 2015 393. Wir begrüßen die fünf neu eingetretenen Mitglieder herzlich im Mindener Geschichtsverein. Wir werden die gemeinsame Aufgabe angehen müssen, durch ein überzeugendes Programm weiter neue Mitglieder zu gewinnen. Die Kündigungen der letzten Jahre gehen fast ausschließlich auf altersbedingte Umstände zurück. Das heißt, dass wir aktiv im Bereich der Jüngeren und der jung Gebliebenen für eine Mitglied-

schaft werben sollten. Zugleich ist klar, dass der Mindener Geschichtsverein nicht von den gesellschaftlichen Entwicklungen verschont bleibt, dass immer weniger Menschen bereit sind, sich durch Vereinsmitgliedschaften, zumal kulturhistorischen, zu binden. Und das heißt: wir sollten neue Modelle entwickeln, Menschen für eine Unterstützung unserer Arbeit zu gewinnen.

Leider müssen wir neun verstorbener Mitglieder gedenken:

Dr. Gert Herrmann
Herbert Mattern
Dr. Reinhard Bremme
Uwe Bernd Billesberger
Willi Thierfeldt
Ernst-Werner Engelke
Erwin Lücking
Prof. Dr. med. Werner Prött
Otto Kracht

Wir werden unseren verstorbenen Mitgliedern ein ehrendes Andenken bewahren.

Aktivitäten

Der Geschichtsverein konnte auch im vergangenen Jahr ein breites Angebot für Mitglieder und Interessierte bieten:

Wir haben zu insgesamt sechs Vortragsveranstaltungen eingeladen, davon drei in 2015 und drei seit Jahresbeginn 2016.

Dr. Hedwig Schrulle

Die Bezirksregierung Minden während der NS-Zeit. Verwaltungshandeln im diktatorischen Machtstaat

Stefan Rethfeld

Münster, Neue Raumbildung in alter Stadt. Das Rathaus von Minden von Harald Deilmann 1974-78

Dr. Anke Hufschmidt

Das Wandern ist der Buchbinder Lust? Handwerk und Mobilität von der Mitte des 18. bis in das frühe 19. Jahrhundert nach dem Einschreibbuch der Mindener Buchbindergesellen, in Zusammenarbeit mit dem Kommunalarchiv Minden

Prof. Dr. Barbara Stambolis

Paderborn, Aufgewachsen in „eiserner Zeit“. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise

Dr. Dr. Michael Knüppel, Göttingen

Die Teilnehmer der „Sibirien-Sektionen“ der Jesup North Pacific Expedition und deren politisch-gesellschaftliche Hintergründe – ein Überblick

Dr. Gisela Wilbertz, Hannover

„...damit der hohen Obrigkeit Satisfaction und Ehre verschaffet werde...“. Alltag und Lebenswelt von Scharfrichtern in der Vormoderne

Studienfahrten

In 2015 konnten dank des Engagements unserer Studienfahrtleiterinnen und -leiter erneut ein attraktives Angebot an Mehr- und Eintagesfahrten stattfinden. Die bewährte Unterstützung der Organisation lag in den Händen von Herrn Brandhorst, Herrn Siegmann und Herrn Zwiefka, denen wir herzlich Dank sagen.

18. April 2015: Japanisches Leben in Düsseldorf und seine Bedeutung für Deutschland (Detlef Schust)

26. bis 29. Mai 2015: Dessau, Wörlitz, Wittenberg (Edgar Schmidt)

12. Juni 2015: Synagogen, Friedhöfe und Schule der Juden in Minden, Hausberge und Petershagen (Hanns-Joachim Zwiefka, Wolfgang Battermann)

11. Juli 2015: Bad Bentheim – Eine Burgstadt mit Weitblick (Hans Eberhard Brandhorst)

23. August 2015: Wilhelmshaven (Marianne Reinking-Plaggemeier)

12. September 2015: Vom Peststein zum Holocaust – Jüdisches Leben in Lübbecke (Hans Eberhard Brandhorst, Alexander Räber)

24. Oktober 2015: Dom und Dom-Museum in Hildesheim (Ulrike Faber-Hermann)

Die Kooperation zwischen dem Mindener Geschichtsverein und der VHS Minden-Bad Oeynhausen ist nun schon seit mehreren Jahren wirksam. Die Entscheidung sich der VHS zu öffnen hat sich in jedem Fall gelohnt: erhöhte Aufmerksamkeit und Werbung für unseren Verein sind das Ergebnis. Die terminlichen Notwendigkeiten, die mit der Veröffentlichung des VHS-Programms einhergehen, haben auch im Geschichtsverein positive Wirkung, weil Planungssicherheit frühzeitig erforderlich ist.

Geschichtspreis

Für den Geschichtspreis 2016 des Mindener Geschichtsvereins sind insgesamt vier Bewerbungen eingegangen. Die Abgabefrist endete am 31.12.2015, die nächste Verleihung ist für den Herbst 2016 geplant. Der Vorstand hat mittlerweile das Begutachtungsverfahren beschlossen und wird nach dessen Abschluss über die Arbeiten und den Ausgang informieren.

Veröffentlichungen

Dank der Arbeit unserer Geschäftsführung und des Redaktionskreises konnte der Band 85 der Mindener Mitteilungen ausgeliefert werden. Der Band 86 ist komplett und wird in den kommenden Monaten fertig gestellt.

Das Verlagshaus J.C.C. Bruns, namentlich die Herren Rainer und ausdrücklich auch sein Nachfolger Sven Thomas unterstützen weiterhin den Druck der Mindener Mitteilungen und die Herausgabe von Heimatblättern im Mindener Tageblatt. Dies gilt auch für die Chefredaktion des Mindener Tageblatts. Ihre ungebrochene Bereitschaft ist ein Zeichen kontinuierlichen Mäzenatentums für Stadt und Kreis, für das wir besonderen Dank aussprechen wollen.

Innerhalb des Hauses Bruns betreffen auch uns die zahlreichen strukturellen Veränderungen und Arbeitsverdichtungen. Somit dauert die sorgfältige Arbeit an Layout und Druckvorlagen immer länger. Ohne die beständige Zuarbeit aus Geschäftsführung und Redaktionskreis würde die Veröffentlichung unserer Schriften nicht mehr funktionieren. Wir würden an dieser Stelle sehr gerne zu einer zügigeren Abwicklung des Drucks beitragen. Dazu bedarf es jedoch entweder einer weiteren ehrenamtlichen Unterstützung aus dem Kreis der Mitglieder oder die Vergabe von Leistungen. Das heißt konkret, dass die Arbeiten am Layout und der Druckvorstufe von kompetenten Mitgliedern übernommen werden müsste. Eine solche Unterstützung ist sehr willkommen.

Weitere Aktivitäten

Im Jahr 2015 nahmen Mitglieder des Vorstands an verschiedenen Tagungen teil. Auf diese Weise konnten Kontakte etwa zur Historischen Kommission für Westfalen erneuert sowie Aufsätze für unserer Mindener Mitteilungen und Beiträge zur Vortragsreihe eingeworben werden. Ende Juni 2015 fand in Petershagen die Jahrestagung des Mindener Kreis e.V. statt, einer 1988 im Kommunalarchiv Minden gegründeten Vereinigung von ehemaligen Angehörigen der Bündischen Jugend der Nachkriegszeit aus der ganzen Bundesrepublik. U.a. referierten dort Prof. Jürgen Reulecke und Dr. Hartmut Alphei zu Hjalmar Kutzleb und Hans Bohnenkamp,

beides ehemalige Angehörige des bündischen Wandervogels. Ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus wurde in beiden Beiträgen auf Grundlage neuerer Archivrecherchen betrachtet. Die interessanten Ansätze sind in diesem Band publiziert.

Die Herbsttagung der Historischen Kommission für Westfalen fand in 2015 in Lippstadt zum Thema „Reformation in Westfalen“ statt. Die Bedeutung der Stadt Minden für das landesweite Reformationsgeschehen wurde hier in allen Beiträgen sehr deutlich. Nicht zuletzt auf Grund dieser Ergebnisse beteiligt sich der Geschichtsverein auch am Rahmenprogramm, das vom Ev. Kirchenkreis Minden anlässlich des 500-jährigen Reformationsjubiläums gestaltet wird.

Der Geschichtsvereinsvorstand war in 2015 laufend vertreten im Barkhauser Kreis, einem Zusammenschluss regionaler Akteure, die sich an der Konzeption und inhaltlichen Gestaltung des neuen Informationszentrums am neu zu gestaltenden Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Porta Westfalica durch den LWL beteiligen. Der Mindener Geschichtsverein versucht die inhaltliche Ausgestaltung möglichst weit zu fassen und die Wallanlagen, die Kreuzkirche sowie Margareten-Kapelle ebenso wie die Orte des ehemaligen KZ-Außenlagers in Porta zu berücksichtigen. Ebenso muss es das Ziel sein, die Neugestaltung für die Etablierung des Denkmals nicht nur als touristische Attraktion, sondern auch als Lernort am besten im Rahmen des vom Preußen-Museum aus betreuten Netzwerks Preußen in Westfalen zu nutzen.

Geschäftsstelle und Vorstand

Zum Ende des Jahres 2015 ist Frau Dr. Anna Berlit-Schwigon aus beruflichen Gründen aus ihrer Aufgabe in der Geschäftsführung des Mindener Geschichtsvereins ausgeschieden. Der Mindener Geschichtsverein dankt Frau Dr. Berlit-Schwigon sehr für ihre Arbeit für den Mindener Geschichtsverein. Sie hat ihre Aufgabe in enger Zusammenarbeit mit dem Vorstand und hervorragendem Kontakt mit den Mitgliedern engagiert und äußerst verlässlich ausgeführt, Impulse gesetzt, die Vereinsarbeit weiter entwickelt und praktisch angepackt. Es war eine Freude mit ihr zusammen zu arbeiten. Sie bleibt als Mitglied dem Verein treu. Der Mindener Geschichtsverein wünscht ihr viel Erfolg für den weiteren beruflichen Weg.

Bis 2015 wurde diese Arbeit durch Spenden der Sparkasse Minden-Lübbecke und unseren Eigenmitteln ermöglicht. Die neue Bezuschussung von Stadt und Kreis geben uns ab 2016 neue Spielräume.

Seit dem 1. Februar 2016 konnte Herr Sven Panthöfer für die Arbeit in der Geschäftsführung gewonnen werden. Damit wurde die laufende Arbeit fast nahtlos weiter erledigt. Dennoch ergaben sich durch das Ausscheiden von Frau Berlit-Schwigon zusätzliche Aufgaben für den Vorstand und die Mitarbeiterinnen im Kommunalarchiv. Insbesondere sei Frau Bender-Wittmann und Frau Dr. Schulte gedankt, die im Rahmen der

Organisation der Vortragsreihe eingesprungen sind und geholfen haben. Zugleich danken wir Anne Ostendorf im Kommunalarchiv für ihre stete Unterstützung unserer Arbeit.

Der Vorstand setzte sich 2015 neben dem Vorsitzenden aus Dr. Ulrike Faber-Hermann als stellvertretender Vorsitzenden, Vinzenz Lübben als stellvertretendem Geschäftsführer, Hans Eberhard Brandhorst als Schatzmeister sowie der Beisitzerin Uschi Bender-Wittmann und dem Beisitzer Reinhard Busch aus Porta Westfalica zusammen. Ende des Jahres 2015 konnte der Vorstand erweitert werden. Frau Dr. Katrin Holthaus aus Petershagen, Leiterin der Außenstelle des LWL-Industriemuseums Glashütte Gernheim, konnte für eine Mitarbeit gewonnen werden.

Die Zusammenarbeit mit der Universität Bielefeld, die im Dezember 2014 begonnen wurde, trägt erste Früchte. Nach einigen Abstimmungen wird im Frühsommer 2016 auf unsere Initiative eine kleine Tagung mit einem Treffen und Austausch regionaler Geschichtsvereine aus Ostwestfalen stattfinden. Es soll dort um Erfahrungsaustausch, aber auch um gemeinsame Perspektiven unserer Vereine gehen. Die strukturellen Herausforderungen wie alternde Mitgliederschaft, Gewinnung von wissenschaftlichen Beiträgen für Publikationen und Finanzierungsfragen sind überall ähnlich. Es sollen auf dem Treffen Ideen für eine neue Zusammenarbeit angestoßen und überhaupt der Austausch verstetigt werden. Für den Mindener Geschichtsverein ist dies eine große Chance, in regionaler Zusammenarbeit neue Impulse zu setzen.

Damit sind die Ausrufezeichen für die weitere Arbeit gesetzt: Die neue öffentliche Wertschätzung des Vereins muss genutzt werden, um die Zusammenarbeit in Stadt, Kreis und der Region zu stärken, um neue Ideen für Mitgliederschaft und Förderung der Vereinsarbeit zu entwickeln und um die Aufmerksamkeit zu erreichen für unser Anliegen, regionale Geschichte zu fördern und zu vermitteln. Neue Ideen und Gedankenspiele sind nötig und willkommen. Der Vorstand bedankt sich bei den Mitgliedern für ihre Unterstützung und bittet um Anstöße für die weitere Arbeit.

Peter Kock